Bd. 1. 2

Neue moralische

Erzählungen

von

August Lafontaine.

Zweytes Bändchen,

Enthält:

1) Unglück beßert Leichtsinn.

2) Glück aus Unglück.

Berlin 1799.

Unglück beßert Leichtsinn.

Bei Rosse in Irland lebte der ältere Cashill auf seinen Gütern, die mit dem väterlichen Titel sein Erbe geworden waren; der jüngere Bruder, George, lebte zu Dublin. Die beiden Brüder sahen sich jetzt gar nicht; sie waren von Kindheit an keine Freunde gewesen. Zwei Reisen nach Indien, richtige und durchdachte Handlungsunternehmungen hatten den jüngern bereichert. Er war unverheurathet geblieben, weil ein Mädchen, das er zärtlich liebte, und das er auch im Alter noch nicht vergessen hatte, ihn auf eine boßhafte Weise betrog. Er hatte keine Freunde, außer einem alten Matrosen, der ihm einmahl das Leben gerettet hatte, und der jetzt bei ihm wohnte. Er war von Natur sanft und gütig,

aber Schicksale hatten seine Sanftmuth in Ernst verwandelt. Er lebte einsam und zurückgezogen: er hielt nichts für langweiliger, als die Gesellschaft. So reich er war, so arbeitete er täglich mehrere Stunden, wie ein Taglöhner, um, sagte er seinem Bruder, der den Kopf darüber schüttelte, um des Reichthums im Falle der Noth entbehren zu können. Er war drei Mahl Parlamentsglied gewesen, und er hatte sich mit einem eisernen Muthe jeder Bedrückung, jeder harten Maaßregel widersetzt, und dennoch konnte ihn die Oppositions-Partei nicht gewinnen. Ich gehöre weder Euch, noch dem Hofe, ich gehöre dem Vaterlande, sagte er; und so war es.

Seinem Bruder, der gern von Dublin zum Parlamentsgliede gewählt werden wollte, widersetzte er sich ganz öffentlich. Er brachte es dahin, daß er nicht gewählt wurde; und da dieser sich gegen ihn darüber bitter beklagte, so faßte er freundlich seine Hand, und sagte: Es hat mir

weh gethan, Bruder; aber es war nicht anders. Gerechtigkeit ist mehr, als Liebe, nnd der Mensch geht über den Bruder. — Und was hast du mehr, fragte der Aeltere bitter, von deiner Gerechtigkeit? — Ruhigen Schlaf. Das ist es Alles, aber das will viel sagen; und den Beifall meines alten Toms, (so hieß sein Freund, der Matrose,) des redlichsten Menschen in Großbritannien. — Der Minister aber haßt dich. — Das ist ein Vorwurf, den du dem Minister machen solltest. — Du weißt, wie lang des Ministers Arm ist. — Er reicht nicht über das Grab hinaus. — Aber er kann dein irdisches Glück zerstören. — Siehst du? eben dahin arbeite ich ja, daß er das nicht mehr können soll. — Wirst du es dahin bringen? — ich zweifele; aber ist das meine Sache, ob's dahin kommt oder nicht? Meine Pflicht ist meine Sache, mehr nichts. — Pflicht! Pflicht? sagte dann der Bruder noch ein Paar Mal lächelnd, als ob er dieser Vorstellung spottete; allein heimlich erkannte er doch selbst die Majestät dieses Worts,

so selten er auch that, was er für seine Pflicht hielt.

So disputirten die beiden Brüder beständig, wann sie beisammen waren, und sie gingen gewöhnlich, der ältere erbittert, der jüngere ruhig schweigend, aus einander. Ein Proceß, den der ältere mit seinem Gutsnachbar hatte, und bei dem sein Bruder auf der Seite der andern Parthei war, weil sie Recht hatte, machte den Bruch zwischen beiden Brüdern unheilbar. Sie sahen sich nicht wieder; allein der Begriff von der Redlichkeit seines Bruders, den der ältere Cashill dennoch behielt, war so groß, daß er ihn auf seinem Sterbebette zum Vormunde seines Sohns mit unumschränkter Gewalt über sein Vermögen machte.

Der Sohn fand es sehr sonderbar, daß sein Vater ihm einen Mann zum Herren gab, den er selbst so oft für einen finstern, menschenfeindlichen, grillenhaften, Vergnügen hassenden Tollkopf erklärt hatte. Der junge Mensch hatte von Jugend auf

die Feindschaft seines Vaters gegen seinen Oheim eingesogen. Er haßte ihn jetzt noch mehr, da er von ihm abhängig geworden war, und der Haß wurde brennend, da er den ersten Befehl seines Oheims erhielt, nicht wieder nach London zu gehen, sondern zu ihm nach Dublin zu kommen. Eduard, so hieß der Neffe, war kein übler junger Mensch, nur unbeschreiblich leichtsinnig. Er hatte Talente, nur keine Arbeitsamkeit; er war großmüthig, aber ohne Grundsätze; nicht lasterhaft, aber er haßte das Laster nicht. Er hatte einen hohen Begriff von der Unabhängigkeit; noch einen höhern Begriff von seiner eigenen Lebensklugheit. Er fühlte, daß er nicht Lust hatte, etwas übels zu thun, und so glaubte er, müsse er das Recht haben, Alles thun zu können, was er wollte. Er hielt sich für so tugendhaft, als ein Mensch von Ehre seyn müsse, der das Vergnügen nicht abgelobt hatte, und der ein fröhliches Leben für den Zweck des ganzen Lebens hielt.

Er kam unwillig in Dublin an. Sein Oheim

empfing ihn mit einer gütigen Ruhe. Die einfache Art, mit der er seine Gedanken ausdrückte, der ruhige Ernst, der in seinem Gesichte lag, die Kälte, die Anspruchlosigkeit in seinem Wesen, alles das hielt der junge Mensch für Eingeschränktheit des Sinnes. Er hatte zwar einen sehr hohen Begriff von der Gerechtigkeit seines Oheims, von seiner Tugend mit nach Dublin gebracht; auch dieser schrumpfte zusammen, da er seinen Oheim weder von seinen edeln Handlungen reden hörte, noch ihn handeln sah. Pah! rief der junge Mensch, er hält sich keine Mätresse, betriegt nicht. Das ist Alles. Er geht einfach gekleidet, und gräbt ein Paar Stunden im Garten; das ist denn am Ende die hohe Tugend, der alle meine Wünsche, alle meine Gefühle aufgeopfert werden. Wohin mein Vater gedacht hat, daß er diese finstern Runzeln für Tugend gehalten hat!

Indessen war er doch Anfangs zufriedener mit seinem Oheim, als er gedacht hatte; denn bis

auf einige Regeln über die Unerfahrenheit und über den Leichtsinn der Jugend, ließ ihm sein Oheim Freiheit, zu leben, wie er wollte. Natürlich schwärmte Eduard zuweilen, seine Einnahme, die sein Oheim ihm bestimmt hatte, reichte nicht zu. Der Alte bezahlte die Schulden, nur bei dieser Gelegenheit berechnete er dem jungen Menschen sehr weitläuftig, wie viel Gutes von einer solchen Summe hätte können gethan werden. Diese Predigten wurden nach und nach ernsthafter. Eduard fühlte sich gebunden; das war ihm unerträglich. Ich thue nichts Böses, sagte er seinem Oheim. — Was willst du damit sagen? fragte der Oheim, ihn starr betrachtend; den Ruhm theilt der Stuhl, auf dem du sitzest, mit dir. Ja, du thust Böses, weil du das Gute nicht thust, was dir vergönnt ist. Du verschwendest Summen, von denen ganze Familien glücklich seyn könnten; du verschwendest sie, ohne selbst glücklich dadurch zu werden. Ein Wort gab das andere. Eduard berief sich darauf, daß das Vermögen sein wäre.

So ganz nicht, sagte sein Oheim ganz kalt, und gab ihm einen Anhang von seines Vaters Testament zu lesen, in welchem sein Bruder zum unumschränkten Herrn und Erben des Vermögens gemacht war, bis auf ein Capital, das der Sohn längst bis zur Hälfte verschwendet hatte. Eduard las schweigend, und sein Oheim sagte nichts dazu. Der junge Mensch fühlte nur mit Unmuth, wie abhängig er von seines Oheims Güte war.

Noch unwilliger würde er geworden seyn, wenn er gewußt hätte, daß sein Oheim ihn mit der schärfsten Aufmerksamkeit im Auge gehabt hätte. Er wußte auf das genaueste, welche Gesellschaften er besuchte, wohin er ritt, und fuhr, was er für Plane hatte, und welche Mittel er wählte, sie auszuführen. Der alte Matrose, ein Paar sehr treue Bedienten, einige unbekannte Menschen, denen der alte Caßhill wohl gethan hatte, verfolgten ihn ohne sein Wissen, wohin er ging; sein Oheim kannte alle seine Thorheiten, ehe er sie ausführte, und er

freute sich, daß es nur Thorheiten, nur Unbesonnenheiten waren, bei denen er seinen Neffen ertappte.

Eine große Unbesonnenheit brachte denn endlich die Sache zur Sprache. Der Oheim stellte dem Neffen nicht allein diese Unbesonnenheit vor, sondern alle seine übrigen Thorheiten. Er machte ihn aufmerksam auf die schlimmen Folgen, die manche Unternehmung für ihn hätte haben können. Der Neffe wußte nicht einmahl, daß sein Oheim die Folgen abgewendet hatte. Er mußte endlich zugeben, daß er leichtsinnig wäre. Mit Lächeln that er das. Leichtsinn, sagte der Oheim sehr ernst, ist gerade kein Fehler zum Lachen, Eduard. Denn es ist eben der Fehler, woraus der Zufall, oder eine Leidenschaft am leichtesten Verbrechen macht. Du hast kein schlechtes Herz, mein Sohn; aber glaube mir, es werden mehr Verbrechen aus Leichtsinn, als aus Bosheit begangen. Du berufst dich auf deine Freigebigkeit, auf dein Mitleiden, auf deine Großmuth. Das Alles aber ist nicht Tugend. Wer wäre nicht

tugendhaft, wenn einzelne Tugenden zu diesem ehrwürdigen Titel berechtigten? Erkennen und Befolgen deiner Pflichten ist Tugend; nicht dem ungewissen Antriebe eines bewegten Herzens folgen. Du gibst deine Börse einer unglücklichen Familie, die ein Zufall vor deine Augen führt; du hast eine edle Handlung begangen; aber darum bist du noch kein edler Mensch.

Sichern denn kalte Grundsätze gegen alle Verbrechen? fragte Eduard ein wenig spitz.

Nicht immer; allein dich sichert gar nichts, mein Sohn, gegen das Verbrechen; wenn eine Leidenschaft dich zu ihm hinreißt, so wird dein Leichtsinn dich, wie ein gebundenes Opferthier dem Verbrechen übergeben. Der junge Mensch lächelte über die Prophezeihung; aber sie traf nur zu bald ein.

Es lebte in dem Hause des Oheims ein junges Mädchen, Nahmens Betty. Niemand wußte, wer sie war. Man hielt sie, nach der Liebe, mit welcher sie der alte Casbill behandelte,

zu schließen, für seine Tochter. Sie war es nicht. Sie war die Tochter seiner Geliebten. Diese hatte er mit der innigsten Zärtlichkeit geliebt. Sie aber betrog ihn. Sie wurde von einem wilden jungen Menschen schwanger. Cashill entdeckte es. Sie, vertrauend auf die Versprechungen ihres Verführers, behandelte den treuen Cashill mit bitterm Spott. Er verließ sie. Der Verführer verließ sie auch. Sie gebar dieses Mädchen, und sank nun von Elend zu Elend, bis in den Abgrund der Verzweifelung. Da schrieb sie endlich an Cashill. Er flog an den Ort ihres Aufenthalts, den er mit allen Nachforschungen nicht hatte entdecken können. Er fand sie aufgezehrt von Schande, Gram und Mangel. Sie starb in seinen Armen, mit dem großen Troste, daß ihre Tochter in dem redlichen Cashill einen Vater gefunden hatte.

Cashill nahm die Tochter der treulosen Geliebten und des elenden Verführers zu sich, und sie war seine Tochter. Er erzog sie mit der väter-

lichsten Sorgfalt; aber auf feine Weise. Ihr Verstand war sehr gebildet, aber unendlich natürlich. Sie hatte in der frühen Jugend sehr wenig gelesen; Unterredungen mit ihrem Pflegevater waren ihr Unterricht gewesen. Ihr Herz war einfach, und voll Güte: ihr Charakter war fest und stark, aber sanft und lenksam. Bescheidene Demuth, und eine züchtige Zurückgezogenheit schienen ihrem Erzieher die Krone der weiblichen Bildung; diese besaß sie. Ihre Kleidung war höchst einfach, und unter Cashill's Stande. Man hätte sie für die Tochter eines Handwerkers gehalten. In allen weiblichen Arbeiten hatte sie eine außerordentliche Fertigkeit. Deine Hände, Betty, sagte Cashill oft, und dein Fleiß sind deine ganze Aussteuer für das Leben. Sie hatte nur zwei Talente, nach dem Begriffe ihres Erziehers von weiblicher Erziehung, erhalten, sie sang sehr fertig und angenehm, und hatte ihre Muttersprache studiert, und sprach sie sehr schön und mit einem höchst angenehmen Organ.

Sie war nichts weniger, als schön; aber ihr Gesicht war der Ausdruck der Gutherzigkeit, der Unschuld, und der ruhigsten Heiterkeit. Der junge Cashill lebte schon ein halbes Jahr mit Betty'n in Einem Hause, ohne etwas anders von ihr bemerkt zu haben, als ihren Fleiß, ihren Gehorsam, und ihre Wortkargheit. Nichts Glänzendes zog ihn an sie; er bemerkte ihr Daseyn kaum.

Bei einer kleinen Unpäßlichkeit seines Oheims bemerkte er sie zuerst. Er kam in das Zimmer, wo sein Oheim lag. Am Bette saßen Betty und der Matrose. Betty legte sogleich ein Buch, aus dem sie vorgelesen hatte, nieder, als Eduard hinein trat. Er erkundigte sich nach des Oheims Befinden, und setzte sich. Der Oheim befahl dem Mädchen, weiter zu lesen. Es war der Versuch über den Menschen.

Betty hob an zu lesen, und noch niemahls hatte Eduard mit einer so schönen Stimme, mit solch einem natürlichen Ausdrucke vorlesen hören. Betty

traf mit ihrer Stimme jeden Ausdruck der Gedanken und der Gefühle auf das genaueste. Bald darauf unterbrach der Kranke die Vorlesung mit einer Anmerkung, die sich auf ein vorhergegangenes Gespräch bezog, und die Betty'n zwang, etwas darauf zu antworten. Sie sagte freilich jetzt nur ein Paar Worte; aber der Sinn dieser Worte war rein, schön und treffend.

Der junge Cashill sah sie an, und er bemerkte zum ersten Mahle, daß Betty ein sehr liebliches Gesicht hatte. Er sagte ihr nachher ein Paar artige Worte über ihr Vorlesen, die Betty mit Bescheidenheit, aber recht sehr gut beantwortete. So wie er aufmerksamer auf das Mädchen geworden war, da bemerkte er auch sehr bald, daß sie sehr reitzend sang. Es dauerte indessen lange, ehe er die Bemerkung machte, daß sie Musik verstand. Dieß Talent brachte ihm mehr Achtung gegen Betty'n bei, als alle ihre Tugenden. Er hatte sie bis dahin so nachläßig behandelt, als es ihre Kleidung er-

laubte. Er behandelte sie jetzt mit Achtung, und wurde nun neugierig genug, sich bei seinem Oheim nach ihren Verhältnissen zu erkundigen. Eine unglückliche Waise, war Alles, was der Oheim sagte. Der junge Cashill fing an, sich für Betty'n zu interessiren, und sogleich both er ihr seine Börse zu einer bessern Kleidung an. Betty schlug das bescheiden aus. Er drang nun in seinen Oheim, das Mädchen doch besser zu setzen. Diese Virtuosinn in der Kleidung! sagte er.

Sieh da! rief der Oheim. Kaum hast du bemerkt, daß das Mädchen ein Talent der großen Welt hat, so sind dir ihre Kleider zu schlecht; daß aber in des Mädchens Hirn ein Geist wohnt, in ihrer Brust ein Herz schlägt, für die eine Krone noch kein Schmuck seyn würde, das hättest du alle Tage sehen können, sehen müssen, und sahest es nicht. Nein, ist das Gold, so rein es ist, nicht so ausgeprägt, wie Ihr es gewohnt seyd, so geht Ihr kalt vorüber. Daß das Mädchen singen kann, daß ist

eine Lapperei; daß sie aber denkt, fühlt, daß sie Charakter hat, das, das . . . Kurz sie soll und will nicht anders gekleidet gehen. Der Oheim sprach nun mit einer solchen seltenen Wärme von den Tugenden des Mädchens, daß der Neffe aufmerksam wurde; denn sein Oheim lobte so selten.

Er suchte nun die erste Gelegenheit auf, Betty'n zu sprechen, und er gestand sich mit Vergnügen, daß unter allen seinen Bekannten kein Mädchen mit so viel Geist, mit so viel wirklicher Liebenswürdigkeit sey. Zugleich aber stieß ihn Betty's Ernst, ihre Bescheidenheit, ihre Ruhe wieder ab. Er achtete sie allein; aber er liebte nur die flatterhaften, lachenden weiblichen Geschöpfe seines Umgangs.

Indessen machte ihn das neue Verhältniß, in das er mit Betty'n gerathen war, mit ihr bekannter. Er spielte den Flügel, sie sang zuweilen zu seinem Spiel. Selbst der Oheim nahm mit Vergnügen Antheil an diesen Unterhaltungen. Aus dem Spielen wurden Gespräche, die Betty nach einiger Zeit,

da sie zutraulicher geworden war, mit einem sehr heitern Witze belebte. Eduard's Achtung gegen Betty'n stieg, und nahm immer mehr die Natur des Wohlwollens an. Ihr Gesicht fing an, ihm mit jedem Tage reitzender zu werden. Er wußte nicht, wo er die Augen gehabt hatte; denn er sah auf Ein Mahl, daß sie eine sehr schöne Figur hatte. Es fehlte dieser Figur nichts, sagte er selbst zu seinem Oheim, als ein Tanzmeister. Der Oheim lächelte: Tanzmeister? Ich will dir sagen, was du an der Figur Fehlerhaftes findest: das Züchtige, das Bescheidene in der Stellung, den sichern Blick der schamhaften Unschuld in dem Auge, der dich hindert, ihre Hand zu fassen, ihren Arm zu betasten. Das, das! und dann die züchtige Kleidung, das ist's. Eduard lächelte. Sein Oheim hatte recht gut gesehen. Er war gegen Betty'n bescheidener, weniger zudringlich, auf sich selbst achtender, als gegen andere Frauenzimmer, und dennoch war sie wahrscheinlich von geringem Stande, vielleicht

die Tochter eines Handwerkers, und so schlecht gekleidet. Er begriff sich selbst nicht, warum das war, bis sein Oheim ihm das Räthsel lösete. Ihr jungen Flüchtlinge, sagte er, liebt Alles an einem Mädchen; nur das Einzige, was allein liebenswerth ist, nicht, ihre Tugend, und eben dadurch sagt Ihr deutlich, wie sehr sinnlich Ihr seyd. Ich glaube zum Exempel, du liebtest Betty'n schon seit ein Paar Monathen, wenn nicht ihre Tugend wäre. Eduard stritt dagegen; allein er fühlte nachher, da er darüber nachdachte, daß es so war, wie sein Oheim sagte.

Der Oheim sah es nicht ungern, daß sein Neffe aufmerksam auf Betty'n geworden war. Er liebte seinen Neffen väterlich, und er glaubte ihn nicht glücklicher machen zu können, als durch die Hand dieses tugendhaften Mädchens. Mit einem ungemessenen Vergnügen bemerkte er auch ganz leise, daß sein Neffe dem Mädchen nicht ganz gleichgültig geblieben war. Indessen er that nichts, um diese

aufkeimende Liebe zu befördern. Er überließ sie den beiden Herzen der jungen Leute und der Natur. Er hielt vielmehr den Gang von seines Neffen Empfindung gegen Betty'n auf. Man liebt in der Welt, sagte er, wie man jetzt baut; man baut, läßt nichts trocknen, nichts sich setzen, und die Gebäude fallen schnell, wie sie gebaut sind. Aber eine Liebe, alter Freund, wie ich hoffe, daß sie mein Sohn gegen Betty'n haben soll, die so langsam entsteht, so langsam fortschreitet, ist für die Ewigkeit gemacht. Gott gebe es! setzte er hinzu. Gott gebe es! wiederholte der Matrose.

Er hatte Recht, der edle Alte. Eduard faßte gegen Betty'n eine unendliche Liebe, und die in ihrer Natur unüberwindlich war, weil nicht Schönheit, nicht Sinnlichkeit sie geboren hatte, sondern Achtung, und weil sie so langsam gewachsen war. So bald aber Eduard bemerkte, daß er Betty'n liebte, so nahm seine Leidenschaft, und das hatte der Alte nicht berechnet, die Natur seines Herzens

an; sie wurde sinnlich. Noch hatte er keinen Plan gemacht; er scheute den Ernst seines Oheims, und den Abscheu, den er gegen jede Verführung eines unschuldigen Mädchens bezeugte. Der Oheim glaubte so bald Eduard Betty'n liebte, sey Alles gethan. Er konnte seiner Denkungsart nach nicht darauf fallen, daß die Geburt des Mädchens, daß ihre Armuth ein Hinderniß der Verbindung seyn könne, und das war es in einem hohen Grade bei dem jungen Menschen, der von Jugend auf im Rangstolze erzogen war. Er wagte es so gar, um seinen Oheim zu schonen, selbst aus Achtung für Betty'n, Herr seiner Liebe zu werden. Er schwärmte ausser dem Hause umher, aber die stille Gewalt der Reitze des Mädchens zog ihn immer wieder zurück. Mit jedem Versuche, Herr der Leidenschaft zu werden, wurde die Leidenschaft mächtiger, und er muthiger, die Unschuld des Mädchens zu verderben. Leicht, fühlte er, war das Unternehmen nicht; aber er rechnete auf des Mädchens kindliche Unschuld,

die keinen Betrug ahndete, und auf ihre Liebe gegen ihn, die er in kleinen, leisen Zügen bei Betty'n bemerkt hatte.

Er war kein Bösewicht; denn diesen Plan bildete er nicht aus, er fand ihn in seiner Seele liegen. Er hatte die Begriffe der großen Welt von der Liebe. Er drängte sich näher und vertraulicher an Betty'n, er erdareichelte ihr, ohne ihr aber je zu sagen, daß eer sie liebte. Betty erwies ihm Zutrauen, sie lächelte über seine Schmeicheleien, und er kam nicht weiter. Jede vertrauliche Stellung wußte sie auf eine sanfte, artige Weise zu vermeiden, und da er sie emsig aufsuchte, wann sie allein war, so traf er sie fast nie mehr allein, und er verlohr nach und nach die Rechte, die er schon gehabt hatte. Betty wurde ernster.

Nun erklärte er dem Mädchen seine Liebe, mit einer so hinreissenden Gewalt, daß Betty wankte. Sie legte die Hand auf die Augen, um ihre hervor brechenden Thränen zu verbergen. Sie warf nur

Einen Blick, statt aller Antwort, auf ihn, aber dieser Eine Blick war in stille, glühende Liebe getaucht. Er drang in sie. Sie war erschüttert, Betty liebte ihn längst. Der seligste Augenblick ihres Lebens war nun gekommen. Er hielt sie schon in seinen Armen, sie beugte sich schon, halb überwältigt von ihrem Herzen, an seine Brust. Er drängte sie noch heftiger. Ach, seufzte sie, weiß ich, ob Ihr Oheim es billigen wird... Mein Oheim? sagte er halb vor sich; gewiß nie.

Nie? wiederholte Betty. Nie? Ein Seufzer drang aus ihrem Herzen. O wenn Sie das wußten, setzte sie mit einem zärtlichen Vorwurfe hinzu, so war es grausam, mich... Sie schwieg erröthend. Sie machte sich aus seinen Armen los. Sie ging schluchzend in ihr Cabinett.

Betty liebte Eduard'en; aber sie wußte auf keine Weise, wie ihr Pflegevater diese Leidenschaft aufnehmen würde. Sie vergoß im Cabinette heiße Thränen. Sie fühlte sich verloren, wenn Eduard

die Wahrheit gesagt hatte. Aber dennoch siegte, Trotz ihrem ganzen widerstehenden Herzen, die Pflicht. Sie ging nach einer Stunde zu dem alten Cashill. Sie erkünstelte eine Ruhe auf ihrem Gesicht, die ihr Herz nicht fühlte. Sie wollte dem Alten, dessen Herz sie kannte, einen kummervollen Augenblick ersparen, wenn er sie zu einem ganzen unglücklichen Leben verdammen müßte. Sie erzählte dem ehrwürdig Alten, daß sein Neffe sie liebe. — Hm! und du, Betty? — Sie erzählte ihm, daß er ihr seine Liebe erklärt habe. — Hm! und du, Betty? Sie gerieth in Verwirrung, und schwieg. Und du, Betty? Genug von Eduard'en; aber du? du? — Ich, sagte sie scherzend, ich erzähle Ihnen das, Herr Cashill, daß Sie Ihre Maasregeln darnach nehmen sollen.

So? sagte der Alte, und legte seine Hand unter ihr Kinn. Nun dann? und welche Maßregeln soll ich ergreifen? was meinst du? — Ein Paar Thränen rollten in seine Hand. Sie konnte sich nicht

mehr halten. Du liebst ihn also, das sagen doch diese Thränen? fragte Caßhill ernst. — Lieber Vater! rief sie, seine Hand küssend, ich liebe nichts auf der Welt zärtlicher, als Ihre Ruhe, Ihre Zufriedenheit mit mir. — Nun gut; aber dann auch wohl den Herrn Eduard Caßhill? Betty, fragte er ernst, würde ich so fragen, wenn ich es nicht gern sähe, daß du ihn liebst? Da sank sie zitternd vor Freude an seine Brust. Betty, Betty, womit hat dein Vater dieß Mißtrauen verdient? — Ach, mit nichts, als mit seiner zu großen Liebe gegen mich. — Hm! das ist ein Compliment. Ich will Wahrheit.

Betty erzählte ihm nun seines Neffen Versicherung, daß er nie diese Liebe billigen würde. Das fiel dem Alten auf. Denn, so verschwiegen er gegen Betty'n gewesen war, um sie zu nichts zu zwingen, so hatte er doch seinem Neffen nie eine Veranlassung gegeben, an seiner Bewilligung zu zweifeln. Also der zweifelt? mein Neffe also? sagte er in Absätzen vor sich hin schauend. Das ist etwas an-

ders. Du liebst ihn doch also, Betty? Ich meine über Alles, mehr als mich, mehr als dich selbst? Mit erleichternden Thränen gestand sie dem Alten ihre heiße Liebe zu Eduard'en. Der Alte war unruhig. Also er zweifelt an meiner Einwilligung? wiederholte er noch einige Mahle. Höre, Betty, sagte er dann auf Ein Mahl, liebst du ihn, so arbeite auch für ihn. Es ist nicht alles, wie es seyn soll. Verschweige ihm, daß du mit mir über seine Liebe geredt hast. Dringt er in dich, so gesteh' ihm deine Liebe; was soll das Verhalten auch? Und Herr über dein Benehmen bleibst du ja dadurch noch immer. Dringe aber in ihn, daß er sich an mich wenden soll, und verhüte jede vertrauliche Lage mit ihm. Das sagte er, die krause Stirn mit der Hand mehrere Mahl glatt reibend.

Wie? mein Vater, sagte sie voll Unruhe, Sie glauben etwa . . . Ich glaube, liebes Kind, daß er dich zärtlich, unaussprechlich liebt; aber die Welt hat ihn verdorben. Du sollst glücklich werden, und

er gut, wenn du mir unbedingt folgen willst. Das versprach Betty, und hielt Wort.

Eduard wiederholte die erste Scene, so bald er Betty'n wieder allein sah, und Betty gestand ihm in einer reitzenden Verwirrung ihre Liebe. Das geschah nach dem Plane des Oheims; allein sie dachte in dieser seligen Minute an den ganzen Plan mit keinem Gedanken. Sie lag an Eduard's Brust mit dem bangen Zittern, den frohen Thränen, der genußreichen Unruhe der ersten Liebe. Selbst Eduard hatte seinen Plan vergessen. Nie, nie, meine Betty, sollen Zeit und Verhältnisse unsere Herzen trennen! rief er in dem Gefühl seines Glückes; und wäre jetzt der Oheim in's Zimmer getreten, er würde ohne Bedenken um Betty's Hand gebethen haben. Diese Stunde der Menschlichkeit ging vorüber; und Eduard sah wieder die hohnlachenden Blicke der Welt, womit sie Betty'n, seine Gattin, das Mädchen ohne Namen, ohne Vermögen empfangen würde. Er beschloß, weder sie zu verführen, noch sie zu

heirathen; allein diese Unentschlossenheit ist schon der gewisse Anfang des Verbrechens.

So war es. Eduard suchte Betty'n auf; er wollte sich Vertraulichkeiten erlauben, die ihm vielleicht geglückt wären, wenn Betty nicht der Warnung ihres Pflegevaters gefolgt wäre. Sie liebte ihn; das war Alles. Sie sagte es ihm mit Thränen, mit einer so großen Bewegung ihres Innern, daß er an ihrer Liebe nicht zweifeln konnte; aber sie entging allen seinen Liebkosungen mit einer Standhaftigkeit, die Eduard bewunderte und haßte. Er fand hier zum ersten Mahle ein Mädchen, dessen Sinne nicht in Bewegung zu bringen waren. Er glaubte, wie beinahe die ganze große Welt, nicht an weibliche Tugend, und so glaubte er, nach Betty's Geständniß, sich seines Sieges gewiß, und nun sah er sich beständig, selbst ohne Hoffnung des Fortschreitens, auf einem und demselben Punkte. Er machte tausend Versuche, ganz leise Betty's Sinnlichkeit in Bewegung zu bringen. Das miß-

rieth, nicht nach des Oheims Plane, sondern durch Betty's Unschuld.

Von dieser Seite war Betty unangreiflich. Er eröffnete ihr also die Aussicht einer gesezlichen Verbindung mit ihm, zugleich aber mit der Warnung, das auf keine Weise seinen Oheim wissen zu lassen. Betty fand das ungerecht. Eduard hatte tausend Gründe. Er sprach von einer heimlichen Trauung. Betty schlug das aus, und da er nach einigen Tagen wieder darum in sie drang, ergab sie sich, auf den Rath des Oheims. Eduard hatte eine Fabel erfunden, die es wahrscheinlich machte, daß sein Oheim ihre Verbindung nicht zugeben könnte, und eben darum drang er in Betty'n um ihre Einwilligung zu einer heimlichen Trauung. Er erzählte Betty'n nun unter den zärtlichsten Liebkosungen, wie nahe der glückliche Zeitpunkt sey, daß sie seine Frau wäre, daß Betty es dennoch geglaubt hätte, wann nicht der Oheim ihr das Gegentheil so feierlich versichert

hätte. Aber sagen Sie, fragte Betty unruhig, was will er denn mit allen diesen seltsamen Fabeln?

Was er will? liebes Kind; dich verführen will er. Betty wurde bleich. Verführen? sagte sie, und legte die Hand auf ihre Brust voll Schmerz. Nein, nein, das ist nicht möglich, setzte sie schnell hinzu. Cashill setzte ihr seines Neffen Plan aus einander. Er hatte ihn errathen. Betty zeigte nun den ganzen Abscheu gegen diese Betriegerei, den ganzen jungfräulichen Stolz des reinen getäuschten Herzens, und zugleich die Leiden der hoffnungslosen Liebe. In dem stärkeren Gefühle ihrer gekränkten Tugend wollte sie den Handel ganz abbrechen. Ihr Pflegevater, der das ahndete, hielt sie ab. Er liebt dich wahrhaftig, betheuerte er ihr sehr feierlich; eine verkehrte Erziehung, die Grundsätze der großen Welt, du kennst ihre Macht nicht, ein falscher Stolz, sein hoher Leichtsinn, sein Unglauben an weibliche Tugend zwingen ihn zu diesen Schritten; aber seine Liebe zu dir, Betty,

seine natürliche Güte werden überwinden. Liebtest du ihn nicht, hätte ich nicht die gewisse Hoffnung, daß du sein Herz veredeln wirst, so . . . . Betty, Betty, seine Liebe wird überwinden, und du wirst ihn zu einem edeln Manne machen!

Es kostete dem Oheim nicht wenig Mühe, das beleidigte Mädchen zu versöhnen, und sie dahin zu bringen, sich nichts merken zu lassen. Sie willigte mit einem gebrochenen Herzen ein, ihre Rolle noch fort zu spielen. Nur die Bitten des Alten, den sie so sehr liebte, brachten sie dahin. Der Alte wollte seinem Neffen zeigen, daß es eine weibliche Tugend gebe, und eben dadurch wollte er ihn selbst zur Tugend zurück führen. Er dachte nicht daran, an welch einem kleinen Zufalle sein ganzer Plan scheitern konnte. Er war Betty's Tugend, seiner selbst gewiß: allein er kannte seines Neffen Plane und Gedanken zu wenig. Betty hatte zwar eingewilligt, ihre Rolle fortzuspielen; allein der Geist ihrer Rolle fehlte ihr. Sie war kalt, zurückgezogen gegen

Eduard. Sie bebte bei der kleinsten Liebkosung, die er sich erlaubte. Sie drang jetzt auffallend in die Beschleunigung der geheimen Trauung. Es hätte müssen einem schlechtern Beobachter auffallen, als Eduard'en. Er sann über die Ursache dieses Betragens. Er setzte Worte, Blicke zusammen. Er beobachtete Betty's Betragen genau. Er sah ein Vertrauen zwischen Betty'n und seinem Oheim, das ihn mißtrauisch machte. Betty ging zu dem Alten, wann er allein war, sogar wann der Matrose abwesend war. Die Thüre war sogar verschlossen, wann sie allein waren. Er ertappte seinen Oheim auf so zärtlichen Blicken gegen Betty'n, bei denen sie oft die Augen voll Unruhe niederschlug; er fiel auf den Gedanken, daß sein Oheim Betty'n liebte. Er wurde eifersüchtig, und in dieser täuschenden Leidenschaft hörte er Worte, sah er Blicke, Verabredungen, an denen nichts war. Er suchte sich nun Betty's Betragen zu erklären; die Einwilligung in eine geheime

Trauung, zugleich bei ihrer kalten Vorsicht gegen ihn, bestätigten seine Gedanken. Er zweifelte nicht an ihrer Liebe gegen ihn; die sprach zu deutlich aus ihren Blicken, aus den Augenblicken, da er mit seiner Leidenschaft sie hinriß. Er zweifelte an ihrer Tugend. Er wurde wüthend, wenn er sich für den Betrogenen hielt. Seine Liebe zu Betty'n wurde sinnlicher, und seine Empfindung gegen seinen Oheim Verachtung seiner Heuchelei und Haß.

Mächtige Zweifel stiegen wohl gegen diese Vermuthungen auf, aber er verwarf sie mit Gewalt, weil dadurch sein Plan, Betty'n zu verführen, eine Art von Gerechtigkeit erhielt. Er machte jetzt freiere und muthigere Versuche auf Betty's Unschuld. Betty vereitelte sie alle mit einer Kälte, die zu fein war, als das sie ihm hätte natürlich scheinen können. Einen Abend, noch spät, ging er zu Betty'n auf ihr Zimmer; er sagte ihr, daß ihre Verbindung sich nähere. Er umfaßte sie, er drückte sie an seine Brust, er drückte glühende Küsse

auf ihre Lippen. Betty bath ihn vergebens, sie zu verlassen. Er brach in Vorwürfe aus. Er wurde laut, und sein Oheim öffnete die Thüre.

Man war verlegen von allen Seiten. Eduard ging wüthend. Betty brach in einen Strom von heißen Thränen aus. Es war ihr gewiß geworden, daß er sie verführen wollte. Der Oheim schüttelte schweigend den Kopf. Nun, sagte er endlich, ist noch Ein Mittel. Du sollst fort, Betty. Wir wollen sehen, wie er deine Abwesenheit erträgt. Betty's beleidigtes Ehrgefühl ergriff den Vorschlag mit Freuden. Sie packte noch die Nacht ihre Sachen ein, und noch vor dem Anbruche des Tages ging sie in Begleitung des alten Matrosen nach Ardagh ab, wo Cashill einen vertrauten Freund hatte, dem er sie anvertraute.

Als am andern Morgen Eduard Betty's Abreise erfuhr, so war ihm nichts gewisser, als daß sein Oheim ihm Betty'n aus Eifersucht entzogen hatte. Sein Zorn auf seinen Oheim wurde gren-

zenlos. Allein er verschwieg ihn. Er gab sich die allerersinnlichste Mühe, Betty's Aufenthalt auszuforschen. Vergebens. Der Kutscher war stumm, wie ein Stein. Sein Oheim sah die Unruhe seines Neffen wohl; allein er schwieg. Er wollte seine Liebe zu Betty'n schärfen. Da der Neffe alle möglichen Versuche gemacht hatte, von Betty'n Nachricht einzuziehen, so loderte die Rache gegen seinen Oheim auf. Er fühlte nun auf Ein Mahl mit einer giftigen Erbitterung seine Abhängigkeit von dem alten heuchlerischen Wollüstling. Er stürzte sich wieder in den Schwarm seiner ehemaligen lasterhaften Freunde. Sie empfingen den reichen Cashill mit Freude. Sie erbitterten ihn noch mehr mit ihren Spöttereien über seine Abhängigkeit. Es wurde allerlei Rath ersonnen, wie man Cashill'n zu seinem väterlichen Vermögen helfen könnte. Alles mißlang.

Es war gerade zu der Zeit, da in Irland der bürgerliche Aufruhr anfieng zu gähren. Der alte

Cashill war gegen alle harte Maasregeln. Er unterhielt eine genaue Verbindung mit einigen patriotischen Männern aus der Hauptstadt. Das Ministerium war ihm längst abgeneigt. Man hielt ihn im Auge. Man hatte sogar Versuche gemacht, ihn in Anklagen zu verwickeln. Cashill sah die Gefahr sehr wohl, die ihm drohete. Heimlich sendete er nach Hamburg einen großen Theil seines Vermögens, um bei dem Sturze seines Vaterlandes wenigstens es verlassen zu können, wenn er es nicht retten sollte. Der Aufruhr nahm zu. Ankläger setzten alle Familien in Unruhe. Ein allgemeines Mißtrauen bedeckte das ganze Land, und reitzte zu gesetzlosen Verbindungen. Ganze Theile von Irland wurden als aufrührerisch erklärt. Die militärische Macht, die Irland bedeckte, blies die Gluth des Aufruhrs noch stärker an. Hm! rief einer von Eduard's Freunden, wäre ich wie du, Cashill, ich wollte den Heuchler bald bestrafen. Eine Erklärung bei'm

Staats-Secretär, daß dein Vormund aufrührerische Verbindungen unterhält, und du bist Herr deines Vermögens und deiner selbst. Casshill erstarrte bei diesem Vorschlage; er bezeugte seinen Abscheu dagegen. Du Thor, rief sein Freund, der alte Heuchler prellt dich um deine Geliebte, entzieht dir auf die schreyenste Weise dein Vermögen, hält dich wie ein Kind mit der Ruthe in Furcht, und du stehst an, dich frei zu machen? Er würde dich ohne Bedenken nach Indien einschiffen lassen wenn die reitzende Betty der Preis wäre. Er hetzte ihn mit Spott, er entflammte seinen Zorn, seine Liebe.

Das war der erste Anstoß zu dem Verbrechen. Ein Haufen Bösewichter, denen Casshill's Reichthum so willkommen gewesen wäre, machte nun den Plan, den jungen Casshill zu bereden. Sie verführten ihn zu Verschwendungen, sie stürzten ihn in Mangel. Sie brachten ihn zu Forderungen an seinen Oheim, die dieser nicht bewilligen wollte. Es

gab harte Scenen zwischen Oheim und Neffen, die des Letzten Haß immer vermehrten. Nach einer solchen Scene, da er voller Zorn in die Versammlung seiner Freunde kam, hetzten sie ihn von allen Seiten, sie hoben seine Wuth zur äußersten Höhe. Trunken von Wein, Eifersucht, und Grimm, war er entschlossen, das Verbrechen auszuüben. Man ließ ihn nicht zur Besinnung kommen. Man führte ihn zu dem Staats-Secretär, und er sagte mit Zittern, (seine Farbe war die Blässe des Schrekkens über sich selbst,) aus, daß sein Oheim, George Cashill, aufrührerische Verbindungen unterhielte.

Bebend trat er aus dem Hause zurück in den Kreis der Bösewichter, der ihn erwartete. Stumm, wie ein Schlachtopfer, ging er neben ihnen her. Sie betäubten ihn mit Lobeserhebungen seines Muthes, seiner gerächten Ehre. Er trank den Abend sehr viel; aber er löschte die schmerzende Flamme der Hölle in seiner Brust nicht. Spät, um Mitternacht, ging er zu Hause. Der Anblick

des Hauses erschütterte ihn. Er umfaßte voll Schmerz die Säule der Hausthür, er hatte das Herz nicht, zu klopfen.

Auf Ein Mahl öffnete sich die Thür, und der Matrose, mit einem großen Pack beladen, trat hervor; er sah Eduard'en. Helfen Sie mir, sagte der Matrose eilig; ihr unglücklicher Oheim! Gott verdamme den Schurken, der daran Schuld ist, zur untersten Hölle. Zitternd fragte Eduard mit leiser Stimme, und der Schmerz fiel mit tausend Klauen auf sein Herz: Was ist denn? Sage mir, was ist denn?

Ihr Oheim, antwortete der Matrose schluchzend, mein bester, edelster Herr, ist heute Abend auf der Gasse zum Matrosen gepreßt. *) Mit die-

---

*) Manche strengen Vormünder, Oheime, und Aufseher, sagen die öffentlichen Nachrichten, sollen auf diese Weise in Irland zu Matrosen gepreßt seyn, und ihre ausschweifenden Pupillen und Erben so in Besitz ihres Vermögens gesetzt haben.

sen Worten stürzte er die Gasse hinunter. Eduard folgte ihm mit schwankenden Schritten, völlig betäubt durch diese Worte. Er ging mit dem Matrosen in das Wachthaus. Da saß sein Oheim, mitten zwischen dem Auswurfe der Menschheit, rohen Menschen ohne Gefühl, die Stirn in die Hand gestützt. Der Matrose warf sich ihm zu Füßen. Der Alte sah auf, sah seinen Freund, umfaßte ihn, zog ihn an seine Brust, und benetzte ihn mit Thränen. Zitternd, jeder Schritt wurzelte fast in dem Boden, näherte sich Eduard. Sein Oheim erblickte ihn. Er sah ihn mit einem kalten, durchbohrenden Blicke an. Elender Bösewicht! sagte er mit bebender Stimme. Eduard stürzte zu seinen Füßen, er umfaßte schreiend seine Knie. Er nannte sich selbst einen Teufel. Rettung! rief er auf Ein Mal mit gräßlicher Stimme. Er sprang auf, und rannte nach des Staats-Secretärs Hause. Er drang mit einem unausweichlichen Ungestüm bis vor den Secretär. Er warf sich ihm zu Füßen, er gestand,

daß sein Oheim unschuldig wäre, er beschwor ihn, ihm die Freiheit zurück zu geben, er klagte sich selbst seiner Abscheulichkeit an.

Der Staats-Secretär bath ihn, sich bis morgen zu beruhigen. Er wollte die Sache untersuchen. Eduard flog, um diese Hoffnung seinem Oheim zu bringen. Die Matrosen waren schon seit zwei Stunden abmarschirt. Er eilte ihnen in der Nacht nach. Er kam endlich in der Bay von Dublin an, eben als sie eingeschifft wurden. Sein Oheim trott in das Both, als er den Strand erreichte. Cashill schrie fürchterlich: Halt! Er warf sich am Strande auf die Kniee. Er wollte sich in das Both zu seinem Oheim stürzen; man trieb ihn zurück. Das Both ruderte an's Schiff, sein Oheim verschwand. Die Segel wurden aufgespannt, und das Schiff verschwand. Eduard blieb fürchterlich allein auf dem Strande, fürchterlich mit sich und seinem Verbrechen. Er würde die Martern seiner Brust in den Wellen begraben haben, wenn ihn nicht die

Hoffnung gehalten hätte, seinen Oheim zu befreien. Er schwankte, das Verbrechen und die Verzweiflung im wilden Auge, nach Dublin zurück.

Das Schiff gieng nach der Insel Anglesey, das wußte er. Er entschloß sich, die Freunde seines Oheims in Bewegung zu setzen; eine neue Unbesonnenheit verzögerte auch das. Einer seiner Freunde, seiner Rathgeber besuchte ihn. Ihn sehen, auf ihn einstürzen, einen Degen ihm aufdringen, war Eins. Er fiel ihn wüthend, unter den ehrenrührigsten, wüthendsten Schimpfworten an. Sein Zorn machte ihn blind. Sein Gegner rannte ihm den Degen durch die Schulter. Man hohlte Aerzte. Der Blutverlust, die wüthende Leidenschaft, ein Wundfieber brachten ihn um die Besinnung. So lag er mehrere Tage. So bald er sich besinnen konnte, ließ er seines Oheims Freunde hohlen, und bath sie, sich für seinen Oheim zu verwenden. Er both ihnen sein ganzes Vermögen dazu an. Man schrieb nach Anglesey. Das Schiff war den

Tag vorher abgesegelt nach Bristol. Man schrieb dahin. Da kam die Nachricht von dem Kapitän des Schiffes, daß Cashill todt sey. In Anglesey sey Cashill mit einem alten Matrosen, der ihm gefolgt sey, auf einem Fischernachen entflohen. Ein Both habe ihnen nachgesetzt. In der Brandung am festen Lande bei Bangor sey der Nachen umgeschlagen, und Beyde, Cashill und der alte Matrose, ersoffen. Diese Nachricht war zuverlässig, weil die Matrosen auf dem Bothe die Körper, welche in den Klippen ganz zerschmettert waren, an's Land gebracht, und sich da noch ihres Geldes bemächtigt hatten.

Man denke sich den Zustand des unglücklichen Eduard. Er überließ sich von nun an einer schwarzen verzehrenden Schwermuth. Er kam nicht mehr unter die Menschen. Er vergieng unter dem Gewichte seiner Reue. Er hatte selbst Betty'n vergessen, er hatte nur Gedächtniß für das Unglück seines Oheims, und Gefühl für die Schmerzen

seines Gewissens. So brachte er sechs Monate in der tiefsten Trauer zu; das Leben hatte allen Reiz für ihn verloren. Er schien den Schatten seines Oheims zu versöhnen, wenn er Alles heilig hielt, was von ihm war. Er las die Bücher, die sein Oheim geliebt hatte, und die er daran kannte, weil an dem Rand von seines Oheims Hand geschrieben war. So fand er in einem Buche zu der Bemerkung, daß der Anblick einer sehr edeln That oft das Herz eines Leichtsinnigen für die Tugend einnehmen könne, von seines Onkels Hand beigeschrieben: Oder ein großes Verbrechen, das der Leichtsinnige selbst begeht, erschüttert es für die Tugend; nur ist diese Erschütterung nicht die Tugend selbst.

Diese Bemerkung zwang ihn zu neuer Traurigkeit; aber diese Traurigkeit war tröstend. Sie zeigte ihm eine Aussicht, selbst zu der Verzeihung seines Oheims zu gelangen, — die Tugend. Endlich fand er bei der Durchsuchung der Papiere

seines Oheims auch ein Buch, worin er seine Wohlthaten, die ihm gelungen waren, eingetragen hatte. Kaum hatte er einige Seiten gelesen, so blieb er wie bedonnert vor dem Buche stehen. Er sah mit Zittern, welch einen edeln Mann er der Gesellschaft, welch ein wohlthätiges Herz er den Unglücklichen in Dublin geraubt hatte. Je weiter er las, desto schwerer fielen diese Vorstellungen auf seine Seele, und desto größer wurde die Achtung gegen seines Oheims Tugenden.

Nein, er konnte sich nicht los reissen von diesem Buche, das ein Register von seines Oheims edeln Thaten, und von seiner eigenen Abscheulichkeit war. Er las weiter. Er fand seinen Nahmen. Er fand, und sein Herz schlug scheu und furchtsam, seine Blicke sanken voll glühender Scham zu Boden, er fand, daß sein Oheim manchen nnglücklichen gerettet hatte, den sein Leichtsinn an den Rand des Verderbens geführt hatte; er fand, daß sein Oheim große Summen daran ge-

wandt hatte, um ihn vor Verbrechen zu bewahren, und zuletzt las er von seines Oheims Hand eine höchst rührende Stelle an ihn gerichtet, worin er ihm dieß Buch als sein schönstes Erbtheil vermachte, und ihn bath, es fortzusetzen.

Eduard benetzte diese Stelle mit Thränen, sein Herz war gebrochen. Er knieete vor dem Buche, und doch konnte er nichts sagen, als: Ich habe diesen Mann ermordet! Und er hat mich geliebt, und ich bin sein Mörder! So viele Schläge an sein Herz erschütterten es mächtig für die Tugend, und schon dieser Entschluß machte ihn ruhiger. Da fand er endlich vier Briefe von Betty'n, die sie von Ardagh aus an seinen Oheim geschrieben hatte.

„Nein, nein, schrieb sie in dem einen Briefe, vertheidigen Sie ihn nicht. Nein, er hat mich nie geliebt. Denn, ach, wie hätte er sonst den Wunsch haben können, mich zu den verächtlichen Geschöpfen herab zu stoßen, die ihre Unschuld verloren haben? Wie konnte er bei einem Funken von Liebe das Herz

haben, mich zu verführen? Ich bitte Sie, mein theurer Vater, vertheidigen Sie ihn nicht mehr, entschuldigen Sie ihn nicht länger; wenn Sie wüßten, wie oft mein eigenes Herz, noch immer voll Liebe zu diesem — Menschen, ihn vertheidigt wenn Sie wüßten, daß er die Freude meines ganzen Lebens zerstört hat, daß er mich gezwungen hat, den zu verachten, den ich grenzenlos liebe, o, Sie würden ihrer armen Betty schonen."

Hier in diesen Briefen fand er nun auch die glänzendsten Beweise von Betty's Liebe und Unschuld, und von seines Oheims Güte gegen ihn. Jeder neue Beweis der Unschuld seines Oheims war auch ein neuer Stachel in seiner Seele. Er wußte nun, wo Betty wohnte; ach, er liebte sie noch immer unsäglich, er liebte sie jetzt mit allen Kräften seines veredelten Herzens. Trauernd legte er diese vier Briefe in das Buch seines Oheims. Ihr seyd todt für mich, sagte er langsam; und ich bin unglücklich. Er drückte Buch und Briefe auf

sein Herz, und dann verschloß er sie sorgsam, wie Heiligthümer. Er hielt sich selbst des reinen Herzens des Mädchens für unwerth. Ihr Verlust war die Strafe, die er sich selbst auflegte.

Ardagh! mit dem Gedanken stand er auf, und mit ihm legte er sich nieder. So wie sein Herz sich wieder empor richtete, so erhielt auch seine Liebe wieder neue Stärke. Er konnte nicht widerstehen. Er sandte Betty'n eine große Summe, die, wie er ihr schrieb, sein Oheim ihr bestimmt hatte. Der Brief war mit zitternder Hand geschrieben; übrigens war er kalt und steif. Mit der umgehenden Post erhielt er die Summe zurück, mit diesen Worten von Betty'n: Ich habe meinen Vater, den edelsten der Menschen, zu sehr geliebt, als daß ich je von Eduard Cashill etwas nehmen könnte, was er sein nennt. Betty.

Lange und in großer Bewegung hielt er das Papier vor sein Auge; es war, als wäre Jemand gegenwärtig, dem er seine Bewegung verbergen

müßte; es war ihm, als kämen ihm diese Worte unerwartet. Er steckte den Zettel ein, ohne mehr als den Kopf mit Erröthen zu schütteln. Thatlos, leidenschaftlos, ja ohne Wünsche, könnte man sagen, ging er einige Wochen umher, bis wieder mit dem erwachenden Selbstgefühl auch leise Hoffnungen, mit den Hoffnungen die Liebe zu Betty'n wieder erwachten. Er reisete nach Ardagh. Er fragte im Hause nach Betty'n. Man wies ihm ihr Zimmer. Er öffnete. Betty erkannte ihn, erblaßte, bebte, ihre Augen flossen von Thränen über. Eduard blieb stumm, ohne Worte, mit nieder geschlagenen Augen an der Thüre stehen. Noch Ein Mahl sehen wollte ich Sie, Betty, stammelte er endlich leise hervor. Eine lange Pause, in der Betty's Herz zwischen Haß und Mitleiden, zwischen Liebe und Widerwillen rang. Keine Empfindung siegte. Sie schwieg. Mein Herr, hob sie endlich sich ermannend an, zu gleich erhob sie den ernsten Richterblick, aber er fiel auf Eduard's blasses Gesicht, auf seine

rollenden Thränen. Er hob langsam das Auge. Betty, sagte er bittend, keinen Fluch! Ich bedarf ihres Segens. Und mit den Worten, die er laut schluchzend hervor stieß, sank er ihr zu Füßen. Betty lehnte die Stirn auf einen Stuhl, um ihre Thränen zu verbergen. Eine lange Stille, in der sie Beide wie Bildsäulen ohne Bewegung blieben.

O, was hatte Ihnen Ihr edler Oheim gethan? sagte sie sanfter, als sie selbst wollte, in tröstenden Tönen. . .

Er antwortete nicht. Er hob sich langsam empor. Betty, sagte er mit dumpfer, furchtbar angestrengter Stimme, ich bin sehr unglücklich. Ach! sehr, sehr, unbeschreiblich! setzte er für sich selbst hinzu, indem er mit großen Schritten das Zimmer hinab gieng. Sie hob das Gesicht auf, gegen ihn; er sah ihre Thränen. Ich möchte nur, hob er wieder an, daß Sie mir Lebewohl sagten. So leben Sie wohl! stieß Betty ängstlich hervor. Sie hob ihre Hand, ohne es zu wissen. Er ergriff die Hand,

er küßte sie nicht, er ließ nur seine Thränen darauf fallen. Nun! sagte sie. Nun! wiederhohlte er. Er ließ die Hand sanft fahren, und ging schweigend und langsam zum Zimmer hinaus.

Er hatte ganz vergessen, was er wollte. Er wollte Betty'n die Summe Geld aufdringen. Er schrieb im Wirthshause an Betty'n, sandte ihr die Summe, und bath sie mit hoher Rührung, die Summe zu nehmen. Auch dieser Brief enthielt kein Wort von Liebe. Betty sandte die Banknoten zurück, sie schrieb ihm dabei, daß sie in einigen Tagen nach Hamburg, zu ihrem nahen Anverwandten abgehen würde, sie bedürfte eben darum jezt keiner Hülfe. Ihr Verwandter sey reich, und sie seine Erbinn. Sie wiederholte noch ein Mahl ihr Lebewohl, und dankte ihm für seine Güte. Der Brief war gütig, sie erwähnte nicht mit einem Worte seines Oheims.

Als Betty abreisete, so hielt Eduard bei der ersten Post-Station. Sie sah ihn, sie bedeckte so-

gleich ihr Gesicht mit ihrem Taschentuche, und winkte ihm, zu gehen. Er ritt ab. Sie hörte den Gang seines Pferdes. Sie sah ihm nach. Sie seufzte. Sie hatte ihn verlohren. Eduard kam trostlos in Dublin an.

Einige Monden darauf hörte er zufällig von einem Freunde seines Oheims, daß Betty bei Hamburg auf einem Landhause lebte, daß ihr Verwandter Guilfort hieße. Diese Nachricht erregte auf's neue den Wunsch, sie wieder zu sehen. Er ging nach Hamburg ab. Er erkundigte sich nach Guilfort'en. Sein Landhaus war bekannt. Er ging von weiten um das Landhaus her, ob er nicht Betty'n sehen könne. Er sah sie verschiedene Mahle im Garten, er sah ihren Verwandten, Guilfort. Er wußte selbst nicht, was er recht wollte. Betty's Mitleiden in ihrer letzten Unterredung, ihre Briefe an seinen Oheim hatten noch immer einen kleinen Keim seiner Hoffnung lebendig erhalten; nur das Andenken an sein Verbrechen schreckte ihn.

Endlich wagte er es einen Abend, da Betty im Garten war, sich ihr zu nähern. Er näherte sich ihr mit Zittern; Betty's Gesicht war gütig, nicht einmahl erschrocken, als sie ihn erblickte. Sie hier, Herr Cashill? fragte sie. — O Betty, kann ich irgend wo leben, wo Sie nicht sind? Sie erröthete. Durch diesen Anfang wurde er muthig. Er ergriff ihre Hand. Er entdeckte ihr wieder seine ehrfurchtvollste Liebe. Er gestand freiwillig sein Verbrechen, sogar seine Absichten auf sie. Sie hörte ihn gütig an. Er machte ihr nun eine aufrichtige Beschreibung seines jetzigen Zustandes, seiner Reue über seine Verbrechen, seiner Eifersucht, und der Verführung seiner Freunde, die ihn zu dem Verbrechen in einem unglücklichen Augenblicke seines Lebens hingerissen hatten.

Betty war gerührt. Sie sah ihn mit nassen Augen an. Darf ich diese Thränen, fragte er zärtlich, Hoffnung nennen? — O Eduard, sagte sie, ich kann Ihnen dieß Herz nicht verstellen. Ja, ich liebe

Sie noch immer; ich habe Sie geliebt, als ich Sie verabscheute. Aber jetzt, mein Vater ist Herr meiner Hand. — Und wo ist Ihr Vater, theuerste, gütigste Betty? — Kommen Sie morgen zu uns, Cashill, sagte Betty lächelnd. Sie sah ihn verwirrt an. Sie schien noch etwas auf den Lippen zu haben: aber sie verbeugte sich, und ging.

Am andern Morgen traf Cashill Betty'n im Garten. Sie war in sehr großer Bewegung. Sie führte den Jüngling in das Haus. Sie fing schon im Gehen an, heftig zu weinen. Eduard wurde bestürzt. Betty, sagte er, was ist Ihnen? Wohin führen Sie mich? — Sie antwortete nicht. Zitternd öffnete sie eine Thür, und — o Schrecken ohne Maaß! Eduard stand vor seinem Oheim. Er blieb wie eine Bildsäule des Schreckens mit auf seinen Oheim starr gerichteten Augen stehen. Betty warf sich laut weinend dem alten Cashill zu Füßen. Cashill war in großer Bewegung. Er streichelte Betty's Wangen, und Thränen rollten über seine

Wangen. Auf Ein Mahl trat er näher zu Eduar-d'en. Er betrachtete ihn einen Augenblick, dann mit einer heftigen Bewegung warf er die Arme um seinen Neffen, und drückte ihn an seine Brust. Eduard war bleich und ohne Bewegung; er erhielt sie an seines Oheims Brust nicht wieder. Er schlug nur sein Auge an den Boden; dann legte er die kalte Stirn in die zitternde Hand. So stand er lange. Der Oheim hatte Betty'n umfaßt, aus hoher Rührung. Still knieete nun Eduard vor seinem Oheim nieder, küßte seine Hand, warf auf Betty'n einen Blick der Verzweifelung, und drehete sich um, zu gehen.

Betty flog ihm nach. Sie faßte seinen Arm, und rief: Er hat Ihnen vergeben, Cashill. Eduard antwortete mit einem stummen Kopfschütteln. Nie! nie! rief er nun laut. Ich war ein Ungeheuer! Er riß sich von Betty'n los, und matt und erschöpft sank er in Betty's, in seines Oheims Arme. Mein Sohn! rief der Oheim zärtlich; mein Eduard!

sagte Betty liebkosend. Eduard allein hieng mit einem kalten, zerstörten Gesicht zwischen Beiden. Es kostete Zeit und die zärtlichste Schonung, ihn zu überreden, daß sein Oheim versöhnt, daß Betty sein war, und sein Entzücken darüber blieb noch Tage lang unsicher und schmerzlich.

Betty erzählte ihm, wie sein Oheim gerettet wurde. Das Both hohlte sie bei Bangor ein. In der Brandung stürzte sich der alte Matrose aus dem Nachen in's Meer, Cashill sprang hinter ihm her. Sie erreichten glücklich das Ufer durch die angestrengtesten Bemühungen des Matrosen. Nun fiengen sie mit den fünf Mann im Bothe, die sich dem Ufer näherten, an zu unterhandeln. Man both jedem zehn Pfund, wenn sie absegeln, und sagen wollten, sie wären in der Brandung ertrunken. Das thaten sie, und so erhielt die Nachricht von Cashill's Tode Gewißheit. Beide Freunde durchstreiften nur England, bis sie ein Schiff erreichten, das nach Deutschland übergieng. Sie kamen

in Hamburg an. Casbill ging zu seinem Freunde Guilford.

Als man dem Oheim in Dublin die Anzeige seines Neffen von seinen aufrührerischen Verbindungen zeigte, so ergrimmte er. Er hielt ihn für einen vollendeten Bösewicht. Diese Meinung nahm schon ab, da Eduard zu ihm in's Gefängniß kam; er vergab ihm, da er ihn in der Bay bei Dublin am Strande auf den Knieen liegen sah. Von Hamburg aus ließ er sich nach dem Benehmen seines Neffen genau erkundigen. Er erhielt sehr bestimmte Nachrichten von allen seinen, auch den geringfügigsten Handlungen, durch einen alten Bedienten, der in Dublin geblieben war, und dem man sich anvertrauen konnte.

Selbst Betty blieb mit dem Leben ihres Pflegevaters unbekannt. Er ließ sie unter Guilfort's Namen nach Deutschland kommen. Hier traf sie ihren theuern Vater. Obgleich sie den jungen Casbill noch liebte, so hatte sie dennoch den festen Ent-

schluß gefaßt, nie sein Weib zu werden. Ihr Pflegevater setzte ihr nun die Handlung seines Neffen aus einander. Ihr Herz hielt gern sein Verbrechen mehr für Leichtsinn, als Boßheit. Nun ließ man dem Neffen Nachricht von Betty's Aufenthalt zukommen. Man erfuhr in Hamburg sogleich, als er von Dublin abreisete. Man sah ihn um den Garten her schleichen. Betty sollte ihn zu seinem Oheim führen, und dieser wollte durch eine verstellte Strenge noch ein mahl sein Herz erschüttern. Der edle Mann vermochte es nicht, da er einen Blick auf seinen Neffen geworfen hatte.

Eduard erhielt Betty's Hand. Nach der Trauung warf er sich seinem Oheim in die Arme. O mein Vater, rief er, ich fürchte, ich habe es nicht verdient, so glücklich zu seyn; nein, mein Vater, Sie können mir nie vergeben. Der Oheim lächelte. Laß uns die Rechnung gegen einander aufheben, mein Sohn; du hast mich glücklich aus dem Lande

weggeschafft, das von Mord und Verbrechen bedeckt ist. Ich war der einen Partei verhaßt; der andern war ich nicht unternehmend genug. Ich würde das Opfer ihres Kampfes und ihres Hasses geworden seyn; und du, mein Sohn, hast gelernt, wie weit der Leichtsinn bei einem menschlichen Herzen ohne Grundsätze bringen kann. Dein Verbrechen hat mich ruhig, dich tugendhaft, und Betty'n glücklich gemacht. Diesem edeln Menschen, er drückte den Matrosen an seine Brust, hast du zu danken, wenn mein Leben Werth für dich hat. In der Brandung bei Bangor riß er mich aus den Wellen empor, und ruderte mich an's Ufer.

Eduard schloß den Matrosen an seine Brust, er bath ihn, voll des aufrichtigsten Gefühls seiner Größe, um seine Freundschaft. Der Matrose runzelte die Stirn, er gab Eduard'en die Hand nicht. Er konnte es noch nicht vergessen, daß er seinen Freund hatte unglücklich machen wollen. Wir wol-

len sehen, brummte er unmuthig. Leichtsinn hin, Leichtsinn her! Kann der Leichtsinn dahin bringen, so finde ich zwischen Leichtsinn und Schurkerei nicht so viel Unterschied, junger Herr. Es hätte meinem Herrn das Leben kosten können, und dann ... dann hätten wir ein Wort im Ernste gesprochen. Er wendete sich von ihm ab.

Nach einigen Wochen konnte der edle Matrose schon des jungen Herrn Hand kräftig schütteln; und da Betty Mutter eines Knaben wurde, Eduard seinen Sohn mit Thränen in den frohen Blicken seinem Oheim zum Segnen brachte, und ihn dann in die Arme des Matrosen legte, da rief der Matrose recht herzlich: Vergebung, junger Herr, für den dummen Streich! Und nun umfaßte er ihn, und drückte ihn kräftig an seine Brust, und seitdem sind sie Freunde.

Zwei Jahre ist jetzt Betty Eduard's Frau. Die Einigkeit dieser Irländischen Familie, ihre

Liebe, ihre prunklose Wohlthätigkeit, ihr Glück sind ein so schönes Gemählde, daß ihre Nachbaren, (sie wohnen auf einem Gütchen in Niedersachsen,) wenn sie auch ihre Tugenden nicht nachahmen, doch voll Wohlwollen den Werth liebender und tugendhafter Herzen fühlen.

2,2

Glück aus Unglück.

Der Mensch richtet sich meistens unter den Schlägen des Unglücks höher empor, und beugt sich im Glück zu Boden, wie die Pflanze im Sonnenschein zu Boden sinkt, und unter dem fallenden Regen sich fester empor richtet. Arme Menschen, die ihr nur fremde Herzen ehrt und schont, wenn das eurige verwundet ist, nur selbst Liebe habt, wenn ihr der fremden Liebe zu eurem Troste bedürft! Ihr Unglücklichen, warum brütet der Sonnenschein des Glücks die Habsucht, die Eitelkeit, den Hochmuth sogleich in euern Herzen lebendig? warum gebt ihr die Liebe sogleich auf, die sogar im Unglück euch glücklich machte?

Herr und Frau von Brandes lebten in den glänzendsten Umständen. Frau von Brandes war Hofdame gewesen. Ihre Heirath entzog sie dem Hofe nicht, den sie liebte; aber Unglücksfälle, die rasch auf einander über sie herfielen, nahmen ihnen den größten Theil ihres Vermögens; der Tod der Fürstin, welche die Frau von Brandes liebte, nahm dieser ihr Ansehen am Hofe und die Unterstützung desselben. Sie wurden beide vergessen, sobald sie nicht mehr glänzen konnten, und sie sanken nun zu einer Armuth herab, die ihnen sogar den Umgang mit dem übrigen Adel unmöglich machte. Ein Jahr voll schmerzlicher Anstrengung, sich wieder zu heben, oder doch ihre Armuth zu verdecken, und voll von eben so vielen noch schmerzlichern Demüthigungen, gab ihnen endlich den Muth, des Hofs und der vornehmen Welt entbehren zu können, und schon nach einigen Monden wußte Niemand aus der großen Welt mehr, daß ein Herr von Brandes in der Stadt lebte.

Die Frau von Brandes, die wenigstens doch noch gern zu den Assembleen die Wagen rollen hörte, in denen sie sonst selbst gefahren war, brachte auch dieß letzte Opfer. Sie verließ mit ihrem Manne die Hauptstadt, in der sie so glücklich und so unglücklich gewesen war, zwar mit Thränen, aber doch mit sanfter Geduld, die sich nicht sträubt. Sie zogen mit den Trümmern ihres Vermögens in eine kleinere Stadt; auch hier blieb ihr Daseyn unbekannt; denn ihr Vermögen reichte kaum zu, sie zu ernähren.

In dieser stillen, armseligen Einsamkeit, vor der sie zitterten, erweiterten sie ihre Herzen nach und nach, und nach einigen Jahren schon fühlten sie sich sehr glücklich. Sie dachten an den Hof nicht, außer wenn man in der Stadt den Geburtstag des Fürsten feierte. Der erinnerte sie allein an die Feste des Hofes, an denen sie sonst geglänzt hatten. Sie fühlten sich jetzt sogar reich genug, einen alten abgedankten Officier, einen

weitläuftigen Anverwandten, den einzigen, den sie im Glück mit großer Härte beleidigt hatten, und den einzigen, der im Unglück sich ihrer wieder erinnerte, nicht um sich zu rächen, sondern um ihnen seine Freundschaft anzubieten, zu sich zu nehmen. Dieser edle Officier, so wenig er hatte, wurde dennoch die Quelle ihres Glücks. Er war ein edler, zufahrender Mann; er wurde in der Jugend übersehen und schwieg, beleidigt, und er trotzte. Man hatte ihn verfolgt, und er stand seinen Feinden. Man konnte ihn nicht beugen, und man zerbrach ihn, weil ihn seine Familie fahren ließ. Er beklagte sich nicht einmal. Das Unglück erhob ihn: er milderte seine Hitze, und machte aus seinem stolzen Edelmuth einen weisen Ernst. Die einzelnen Menschen hatten ihn alle verlassen, sein Herz hängt sich desto fester an die Gattung: Mensch. Die Zeit, die er lebte, mußte er dem Unglück hingeben; er gewöhnte sich die Ewigkeit als sein Eigenthum zu betrachten. Sein kleines Vermögen reichte

zu Zerstreuungen nicht hin, er war gezwungen zu lesen. Er gewöhnte sich dazu. Er war ein Gelehrter, ohne daß er es selbst wußte.

Dieser Mann, er hieß von Schlag, zog zu Brandes, und übernahm die Erziehung ihres einzigen Kindes, der kleinen Henriette. So lange die Kleider der Mutter noch den Modeschnitt erlaubten, blieb noch immer eine Spur des vorigen Lebens und auch eines kleinen Stolzes zurück; wie aber das letzte Kleid zerschnitten war, so war der Hofstolz und zugleich der Kummer über den Verlust mit zerschnitten. Die Frau von Brandes gieng nun wie eine bessere Bürgersfrau, nicht modig, aber reinlich und zierlich, und die Familie war vollendet glücklich. Der geheime Stolz, den die Frau von Brandes noch immer über den ehemaligen Hofdamenstand fühlte, hielt sie ab von dem Umgange mit den Geringern, zu denen und zu deren Fehlern, der Klatschereyen, eine gesunkene Familie, die nichts zu thun hat, so leicht herab sinkt; von dem Umgange

mit der bessern Classe von Bürgerlichen trennte sie die Armuth. Sie waren also allein auf sich selbst beschränkt. Sie quälten sich einander mit Vorwürfen nicht, weil sie zu gute Menschen waren. Es blieb ihnen nichts übrig als sich zu lieben, und sie waren glücklich in ihrer gegenseitigen Liebe, weil der Herr von Schlag es verstand diese Empfindung zu vermannichfaltigen.

Die einzige Streitigkeiten hatte der alte Officier mit der Frau von Brandes über Henriettens Erziehung. Die Mutter hätte dem Kinde gern, was die Welt Manieren nennt, beigebracht, und wären nur von Zeit zu Zeit zehen Besuche ins Haus gekommen, welche die Manieren des Kindes hätten bewundern können, sie hätte das Mädchen sicher verdorben. So aber, in ihrer tiefen Einsamkeit, konnte der Unterricht der Mutter weder bei dem Kinde haften, nach lange fortdauern, und so machte sie sich den einzigen Triumph, den sie haben konnte, sie gab

nach, als hätte sie eingesehen, der alte Officier hätte Recht. Giengen Mutter und Tochter einmal spazieren, so warf jeder Vorübergehende seinen Blick auf das reizende Kind. Die Mutter sagte dann lächelnd zu Schlag: Sehen Sie, das macht Jettchens anständiger Gang. Sie trägt sich, als hätte sie täglich Tanzstunde. Der alte Officier nickte freundlich. Er nahm der Mutter den kleinen Triumph nicht, ob er gleich wußte, daß die heilige fromme Unschuld auf Jettchens Gesicht die Blicke der Menschen anzog, und nicht ihr Gang.

Jettchen wuchs also an den drei liebenden Herzen ihrer Verwandten empor. Keine andere Empfindung nährte sich in ihrer Seele als die der Liebe. Schlag lehrte sie lesen und schreiben. Aus seinem starken, aufgerichteten, stolzen Herzen flossen die edelsten Gefühle in ihr weiches geöffnetes, zärtlich liebendes Herz. Sein starker Trotz wurde in ihrem Herzen nichts als aufopfernde Geduld; sein Stolz, der sich nie beugte,

wurde bei ihr nichts als eine ruhige Heiterkeit. Sie liebte jeden einzelnen Menschen so sehr, wie er das menschliche Geschlecht. Er warf den Schlägen des Geschicks ein unverwundbares Herz entgegen; sie hätte nur dem Schmerze geduldig ihr Herz hin gehalten. Er trug fremde Leiden ungeduldiger wie eigene; sie hielt einen fremden Schmerz für den eigenen. Sie bedurfte des Trostes, wenn er tröstete. Er vergaß sein Leben für die Ewigkeit, sich selbst für andere; sie fühlte in ihrem Leben die Ewigkeit, und Andere in sich selbst. Henriette war besser als er; das sagte er selbst: denn sie liebte alles, alles, selbst die Bösen. Sie hätte alles beglückt; er nur die Tugend.

Diese heilige Unschuld, diese geduldige Güte Henriettens bedeckte die Narben, welche der Stolz und die Eitelkeit in dem Herzen ihrer Aeltern zurückgelassen hatten. Sie wagten es nicht mehr zu klagen, oder nur finster zu sehen über ihr Geschick, um ihrem geliebten Kinde die Thrä-

nen über die Klagen zu ersparen. Sie stellten sich zufriedener als sie waren, und sie wurden es endlich. Die Mutter, wenn sie ihre Tochter in der ärmlichen Kleidung, die ehedem für ihre Jungfer zu schlecht gewesen war, sah, dachte, sprach wohl mit Kummer von Henriettens Schicksal; aber Henriette fand ihr höchstes Glück nur darin, ihre Verwandten zufrieden zu sehen und zu machen. Das Geschick schien keine Pfeile für ihr eigenes Herz zu haben.

Der Herr von Schlag hatte aus seinem Unglück nur einen Freund gerettet, den er unendlich liebte. Zwischen diesem und seinen Verwandten theilte er sein ganzes Herz. Die beiden Freunde waren sich ähnlich an Seele und Schicksal. Keiner von beiden wußte, wer mehr für den andern gethan hatte, oder thun könnte. Ich so wenig, sagte jeder von ihnen, aber nur zu sich selbst: wenn ich meine Wünsche und meine Kräfte gegen meine Thaten halte! So glaubten beide

von einander nur Vergebung zu bedürfen. Aber eben dieses unbefriedigte Gefühl war ihnen der Bürge der Unsterblichkeit, die ihr liebstes Gespräch war. Dann, dann, sagte Hofmann, (so hieß der Freund) und zeigte lächelnd auf sein bewickeltes Bein, das er nicht gebrauchen konnte. Schlag verfinsterte das Auge, das auf den schmerzenvollen Fuß seines Freundes sich richtete. Dann, dann! rief auch er, und schloß seinen Freund in seine Arme, und in diesem Augenblicke waren der Staub der Erde, die Schmerzen, die Zeit schon von ihren Seelen abgefallen; sie hielten sich schon in der Ewigkeit umarmt.

Henriettens Erziehung nahm dem edlen Officier manche Stunde, die er seinem Freunde hätte geben können. Wie aber dem Herrn von Brandes seine Wohnung aufgekündiget wurde, so that er seinen Verwandten den Vorschlag, in das Häuschen seines Freundes zu ziehen. Die Familie hatte eine so gute Meinung von dem Freunde

des Officiers, daß man den Vorschlag recht gern annahm, und die Familie hatte sich uun in zwei Zimmern in dem Hause des Advocaten Hofmann, der aber jetzt von Abschreiben und dem Miethzins seines Häuschens lebte, dem Zimmer desselben gegenüber etablirt, und der Officier stand mit entzückten Blicken auf dem kleinen Vorsaale zwischen beiden geöffneten Zimmern: er hatte nun seinen Himmel beisammen.

Hofmann hatte einen Sohn. Ein Sohn hat, um ein edler Mensch zu seyn, nichts nöthig als des Anblicks der Tugenden seines Vaters. Aber der Anblick einer starken, unveränderlichen Freundschaft zwischen zwei Männern muß für den Sohn die Quelle des erhabensten Edelmuthes seyn. Sie war es für den Sohn gewesen. Die Jugend hatte in dem Jüngling alle Gefühle seines Herzens geweckt, die Freundschaft seines Vaters gab ihnen die Richtung. Er suchte ein Herz für das seinige.

* *
*

Sein Vater liebte ihn unendlich, nicht weniger der Freund seines Vaters; aber das war dem Jüngling das nicht, was er suchte. Der Freund seines Vaters war ihm zu ehrwürdig, um sein Freund seyn zu können: er war sein Schüler, ein Sohn. Der Jüngling war fast eben so einsam erzogen als Henriette. Er schrieb ebenfalls Acten ab, wie sein Vater, und die Kränklichkeit seines Vaters hielt ihn zu Hause. Seine Gefühle trug er also verschlossen in seinem Herzen mit sich umher, und Gefühle, die durch den Anblick der hohen Freundschaft seines Vaters so mächtig geworden waren. Er arbeitete, weil er seinen Vater liebte, angestrengt, und blieb zu Hause; aber er sehnte sich gewaltig in die Welt. Er hätte das Leben sprengen mögen wie einen Kerker, um hinaus in die Unendlichkeit zu kommen. Das Leben schien ihm zu ohnmächtig für sein verlangendes Herz. Er war nicht glücklich, aber Niemand errieth es. Er verbarg seine Wünsche und seine zerstörende Sehnsucht nach Thätigkeit.

Er nahm gar keinen Theil an der neuen Einrichtung seines Hauses. Was sollte er? Der Herr von Brandes war zu alt, und Mutter und Tochter Weiber. Sein Herz suchte einen Freund, wie den alten Officier. Henriette hieng sich sogleich mit einer furchtsamen Liebe an den Mann mit dem schmerzenvollen Fuße. Sie saß neben ihm stundenlang, sie gieng langsam, um ihn nicht mit dem Anblick eines fröhlichen Ganges zu kränken. Er war der Unglückliche unter ihnen allen; sie gehörte ganz ihm. Die Freundschaft des alten Officiers vereinigte bald beide Familien zum Vertrauen, zum Wohlwollen, zur Freundschaft. Nur der Sohn blieb allein kalt, und wurde noch kälter bey den gehäufteren Beweisen der Liebe, bei der Einigkeit der beiden Familien. Er nannte das Falschheit, Höflichkeit, aber nur in sich. Er wollte einen Freund, den er mit seinem Leben von dem Schmerze eines Augenblicks retten könnte. Er sah mit finstern Blicken, mit

einer spöttischen Kälte beinahe, wie Henriette mit langsamer Behutsamkeit ein Kissen um seines Vaters Fuß hindrückte. Sein Busen fühlte andere Schmerzen als die Schmerzen einer Wunde, und dieser heißen Sehnsucht nach unendlicher Liebe, sagte er am Abend zu sich selbst: gehört das Mitleiden, gehört die Hülfe, gehört der Mensch. Man legt den Fuß eines Leidenden sanft, um nur das Recht zu haben, das Herz eines andern in Dolche legen zu können.

So waren seine Gedanken, und sie brachten ihn Henrietten nicht näher. Er war stumm in ihrer Gesellschaft. Nur der tägliche Umgang brachte sie näher; aber ohne Sehnsucht für einander. Henriettens Betragen war einfach, sanft, immer gütig gegen alles. In ihrer Brust herrschte die heiligste Ruhe, ein Tempel der Tugend. Sie wünschte nichts, weil sie alles hatte, Gegenstände ihrer Liebe. Die Worte, die sie sagte waren ruhig, einfach, ohne Feuer; die Güte, die Zufrie-

denheit hauchte sie hervor. Der heiße Jüngling hielt sie für kalt, für gefühllos, weil sie nicht ihn allein liebte, weil ihr Herz nicht gerade so stürmisch klopfte wie seines, weil sie sich nicht so ausdrückte, wie er gesprochen haben würde. Sie liebte ihn, weil er nicht heiter schien; aber Vertraun hatte sie nicht zu dem finstern Blicke, womit er sie beständig empfieng.

Lange lebten sie mit einander, ehe ihre Herzen sich ahnten. Er durfte nur einmal sein Herz voll Flammen öffnen, um ihre Achtung zu erhalten. Das sanfte, zärtliche Mädchen liebte ihn wirklich schon lange, ehe ihr Herz ihn noch einmal kannte, und sie schwieg nur von ihrer Liebe voll sanfter demüthiger Wehmuth über sein kaltes Mißtrauen. Aber sie zeigte ihm voll verlangender Unschuld nach und nach ihr schönes Herz, damit er sie lieben sollte, wie sie ihn liebte. Sie wußte es, wie sehr sie den Jüngling liebte. Er wußte es nicht, daß er sie liebte. Er schmückte

das Ideal seines Herzens mit jedem schönen Zuge Henriettens aus, und hielt das Bild Henriettens für das unmögliche Ziel seines unruhigen Herzens. Sein Vertrauen, seine Achtung, sein Wohlwollen, seine Zärtlichkeit gegen Henrietten, waren so langsam entstanden, daß er sie nicht bemerkte. Er fühlte sich nur glücklicher, ruhiger als vorher. Der Sturm seiner Empfindungen in seiner Seele hatte sich gelegt. Seine Sehnsucht wurde sanfter, und zerfloß oft ganz aus seinem Herzen in einem Gespräche mit Henrietten.

Sein Wunsch war die Freundschaft eines Mannes gewesen, er ahnte nicht einmal, daß die Freundschaft eines Mädchens mehr als das seyn könnte. Er überredete sich täglich selbst, daß seine Freundschaft für Henrietten nur der Nothbehelf seiner Seele sei. Aber lange hielt dieser großmüthige Irrthum gegen die Seeligkeit seines Herzens nicht aus. Seine leisesten Wünsche schwiegen. Er fühlte bald, daß sein Herz keiner

höhern Leiden fähig war. Da brach das lang verhaltene, volle, reine, selige Vertrauen zu Henrietten aus seinem Herzen hervor, und füllte ihr Herz mit allen seinen Freuden der Liebe. Sie nannten das nicht Liebe, in dem Sinne, wie wir es nennen, obwohl sie den Namen Liebe gebrauchten. Sie hatten den Bund ihrer Liebe ohne einen Kuß geschlossen, ohne eine Umarmung. Er wurde so reich, wie sie, so ruhig, so heilig wie sie durch die Liebe, und über Henriettens Seele warf die Liebe nur das weichere Mondlicht einer noch zärtlichern Wehmuth.

Sie redeten jetzt weniger als je mit einander; ihre Worte, ihre Wünsche waren Blicke. Ihre Herzen waren voll des tiefsten Friedens, und voll des unruhigsten Entzückens, dessen Unruhe immer befriediget war, und nie ruhig wurde. Wer, O wer kennt das unnenbare Gefühl der ersten heiligen Liebe, die nichts verlangt als ein Lächeln, und nur eine Ewigkeit für dieses Lächeln! Sie

liebten sich, wie sie die Tugend liebten, die keinen Körper hat. Kein Hinderniß lag ihrer reinen Liebe entgegen. Das erste, das kleinste Hinderniß, daß nur durch einen Blick, durch ein sanft verweisendes Wort, hervorgebracht worden wäre, würde dieser schönen Empfindung Sorge und dann Begierde zugemischt haben. Sie sahen sich, so oft sie wollten. Sie hielten ihre Liebe nur für den reinsten Ton in der allgemeinen Harmonie der beiden Familien. Der Sohn hielt die Freundschaft seines Vaters uud des Officiers für erhabener als seine eigene unendliche Liebe. Henriette meinte nur darum den Jüngling mehr zu lieben, weil er der Liebe mehr bedürfte.

Diese reine Empfindung vereinigte ihre Seelen. Henriette erhielt das zarte schaamhafte Gefühl der Weiblichkeit; sie schmückte sich mehr als sonst. Sie war bis hieher noch immer ein Kind gewesen, nun war sie eine Jungfrau geworden; sie reichte dem Geliebten die zitternde Hand mit

einem sanften Erröthen; sie sagte nicht alles, was sie fühlte. Er war stark und ruhig geworden. Seine Heiterkeit wurde Muth, sein Ungestüm Standhaftigkeit. Die Liebe nahm zu an Genuß, nicht an Stärke.

Die Leidenschaft der beiden jungen Leute wurde nun auch den Alten sichtbar. Man fand darin noch ein Band mehr für die allgemeine Einigkeit. Die Alten scherzten darüber, wenn sie allein waren, auch Henriettens Mutter. Aber doch entgieng dem alten Schlag eine saure Miene der Mutter nicht, wie er einmal von einer Verbindung der jungen Leute nur als möglich redete. Er sprach mit der Mutter darüber. Sie konnte nichts gegen die Liebe ihres Kindes haben, und sie fühlte etwas dagegen. Sie sagte: wir wollen ja sehen, lieber Freund. Kömmt Zeit, kömmt Rath! Ihr ehemaliger Glanz hatte dennoch auf dem Grunde ihres guten Herzens einige Spuren von Wünschen und auch Hoffnungen nachgelassen.

die dieser Liebe ihrer Tochter entgegen waren. Schlag hatte in ihr Herz gesehen. Es deckte ihr selbst die geheimen verdeckten Wünsche auf. Er bat sie, die einzige Glückseligkeit ihres Kindes nicht zu stören. Die Frau von Brandes versprach es seufzend, seufzend, daß sie in der Lage war, ja sagen zu müssen. Was konnte sie für Henrietten anders hoffen? Ihr mütterliches Gefühl, das Glück ihrer Tochter verschlang die Bitterkeit des Seufzers. Sie sagte sich selbst täuschend: Sie haben Recht: ist denn aller Glanz des Hofes so viel werth als eine Minute unserer Zufriedenheit?

Schlag umarmte sie dafür; aber das Geschick zeigte bald, wie sehr er getäuscht war. Ein Brief an die Frau von Brandes kam. Sie las. Ihr Auge fieng an zu brennen. Röthe und Bläße wechselte auf ihrem Gesicht. Thränen drangen in ihre Augen, aber Thränen des Glücks. O, rief sie endlich, und umfaßte ihre

Tochter mit großer Zärtlichkeit: wir sind glücklich! Sie theilte die frohe Nachricht mit. Ihr Oheim hatte seinen Sohn in einem Sturme auf dem Genfer See verloren. Die Nachricht hatte den Vater niedergeworfen. Er war gestorben, und die Frau von Brandes war die einzige Erbin seines großes Reichthums.

Gott gebe, sagte Schlag mit einem mitleidigen Blicke auf das liebende Paar: daß sie das Glück eben so menschlich tragen, als sie das Unglück getragen haben. Die Frau von Brandes sah seinen Blick, etwas saures stieg in ihre Miene, sie antwortete nicht. Ein froher Taumel, die Anstalten zur Abreise verschlangen alle Erklärungen. Nur der Jüngling allein fühlte Henrietten für sich verloren, und auf einmal sah er alle seine Wünsche deutlich. Er fühlte, Henriette müsse sein Weib werden, wenn er glücklich seyn sollte. Schlag hielt der Mutter beim Einpacken eine Vorlesung über das wahre menschliche Glück,

von der sie aber wenig hörte, weil sie schon wieder in Gedanken in den hellerleuchteten Sälen das Hofs schwamm. Der junge Hofmann stand mit verschränkten Armen am Fenster in einem kleinen Cabinette Henriettens, und betrachtete mit finstern Blicken den Wagen, der Henrietten wegführen sollte.

Endlich öffnete Henriette die Thüre. O, ich komme bald wieder, rief sie ihm zu und streckte ihm beide Hände entgegen. Er faßte beide Hände, hielt sie lange stumm an seiner Brust, und sagte endlich höchst bewegt: Leben Sie wohl! Ja, setzte er langsam hinzu: leben Sie wohl, Henriette! Eine Thräne rollte aus seinem Auge. Ich weiß nicht, antwortete sie in Absätzen: auch unser theurer Schlag betrachtet mich mit Mitleiden. Was ist denn? Ich komme ja wieder! Gewiß: Warum weinen Sie? Sie fieng an zu zittern. Ihre Mutter rief. Sie sah ihn starr an, sie wurde blässer und blässer. Und, und — rief sie,

und auf einmal umfaßten den Jüngling ihre zitternde Arme: Adieu! Adieu! Ich liebe Sie! Ich bleibe Ihnen treu! Karl, mein Karl! Ihre Lippen berührten sich zum ersten Male. Ich bin dein! flüsterte sie stark. Dein! jetzt weiß ichs. Die Mutter rief nahe: Henriette! Sie riß sich aus seinen Armen, gieng heraus, und er sagte zitternd aber entschlossen: Leben Sie wohl! Er lehnte die Stirn ans Fenster, hörte das Rollen des Wagens, und nach einigen Minuten, von denen er nichts wußte, befand er sich in den Armen des alten Officiers.

Sie kommen wieder, junger Mensch, sagte der. Karl schüttelte lächelnd den Kopf, und er hatte Recht: sie kamen nicht wieder. Frau von Brandes zog von dem Gute des Oheims mit dringender Eilfertigkeit in die Residenz. Bei dem ersten Besuche am Hofe war ihr voriges Glück, ihre alten treuen Freunde vergessen, und der Gedanke an Henriettens Liebe gegen den jungen

Hofmann erregte ihr unangenehme Empfindungen. Um sich es selbst deutlich zu machen, was eigentlich ihre Absicht sei, that sie alles, um dem Jüngling Henriettens Herz zu rauben. Sie griff ihre Tochter auf der allergefährlichsten Seite an; sie bat sie mit Thränen in den Augen, ihre Wünsche zu erfüllen, den Hof zu lieben und sich allen seinen glänzenden Festen hinzugeben. Henriette konnte nicht widerstehen. Sie that alles, was ihre Mutter verlangte, ohne je das große Leben lieb zu gewinnen. Ihr Herz sehnte sich nach dem einfachen stillen Leben ihrer vorigen Tage zurück.

Der alte Officier schrieb ein paarmal an die Mutter. Sie las die Briefe mit hohem Errötehen und vorwurfsvollem Herzklopfen. Sie bot dem Officier die großmüthigste Unterstützung an; aber geflissentlich übergieng sie in den Antworten jede Erwähnung des alten Hofmanns und seines Sohns. Der Officier hörte auf zu schreiben, und der junge

Mensch sagte mit einem bittern Lächeln: Sehen Sie!

Henriettens Reize und Vermögen erwarben ihr beim ersten Erscheinen ein Heer von Bewunderern; allein der Günstling des Fürsten, ein Herr von Sorben, zog allein die Aufmerksamkeit der Mutter auf sich. Er bewarb sich sehr eifrig um Henriettens Gunst. Sie hätte es ohne ihre Mutter nicht bemerkt. Sorben, der bei dem Mädchen nie weiter kam, brauchte das Vorwort des Fürsten bey der Mutter, und nun drang die Mutter mit Bitten, Thränen und Umarmungen auf Henriettens Herz mächtig ein. Henriette hatte sich dis hieher nur einsam, sehr einsam und verlassen gefühlt; jetzt erst fühlte sie sich unglücklich. Sie sank mit ihren thränenvollen Augen nur auf die Hände ihrer Mutter; sie hatte nicht das Herz nein zu sagen; aber auch kein Ja kam über ihre Lippen. In den ersten einsamen Minuten fiel sie nun mit innerm Schmerz über den

Zustand ihres Herzens her. Jetzt fühlte sie, wie heiß sie den jungen Hofmann liebte; wie sehr unglücklich sie seyn müßte, wenn sie ihrer Mutter Wunsch erfüllte, und wie eben so unglücklich, wenn sie ihn nicht erfüllte. In diesen Betrachtungen kam ihre Mutter zu ihr. Sie stellte ihrer Tochter noch einmal das glänzende Glück vor. wenn sie Frau von Sorben wäre. Sie malte ihr die Feste, die Gunst des Fürsten, ihren Einfluß. Ach, liebste Mutter, rief Henriette sanft, und schlang pressend die Arme um sie: ich bin so glücklich in der stillsten Einsamkeit. Es dünkte sie schon zu hart zu sagen, daß eben diese glänzenden Feste sie unglücklich machten. Da nahm ihre Mutter sie an die Brust, und bat sie flehentlich ihren Wunsch zu erfüllen. Das weiche Herz der Tochter wurde noch weicher. O Mutter, sagte sie sich ermannend, aber in dem weichsten Tone, um der Mutter nicht wehe zu thun: ich werde dann so sehr unglücklich werden. Das wirst du nicht mein Kind! — Ach, liebe Mut-

ter, gewiß das werde ich, lebenslang; ach, wenn Sie das dann nur nicht kränken würde, wenn Sie es sehen.

Diese großmüthige Worte rührten die Mutter, — gewaltig; Thränen drangen in ihre Augen; aber sie folgte dieser mütterlichen Empfindung nicht. Sie sagte zitternd vor Wehmuth und halber Freude ihren Wunsch zu erreichen: o mein Kind, wenn du willst, daß ich ruhig sterben soll, so gieb Sorben deine Hand. Henriette lehnte die bleiche Stirn an ihrer Mutter Brust, und sagte leise: ja! Die hohe Freude der Mutter über dieß Ja goß einen Tropfen Zufriedenheit in Henriettens zerrissenes Herz. Sie wagte es nicht, ihrer Mutter ihren Schmerz zu zeigen, sie zeigte ihr nur die Heiterkeit, die jedes große Opfer begleitet. Die Mutter eilte. Die Verlobung war einige Tage darauf. Henriette versank in einen tiefen Gram, der weil sie ihn so unabläßig, so tief in das Innerste ihres

Herzens verschloß, mit großer Gewalt an ihrem Wesen nagte.

Ein paar Tage darauf kam der alte Officier nach der Residenz. Der junge Hofmann konnte die Ungewißheit nicht mehr ertragen, worin er um Henrietten schwebte. Er gieng wie in Verzweiflung umher. Gut, sagte der Alte, ich will dir Gewißheit bringen; aber dann sei ein Mann! Er kam zu Brandes. Henriettens Verlobung war das erste, was er hörte. Liebe Frau, sagte er zu der Frau von Brandes: mich dünkt, Sie haben da ein Paar Herzen gebrochen. Er beschrieb ihr den Zustand des jungen Menschen, und Henriette, schloß er: ist so bleich. Die Mutter erschrak; aber sie änderte nichts. Der Alte redete mit Henrietten. Die heißeste Liebe zu dem Jüngling sprach aus jedem Worte; aber sie achtete die Anspielungen nicht, die der Alte, in seiner zu warmen Liebe gegen beide, von ihrer Rettung fahren ließ. Sie nahm, wie er gehen wollte, ein Blatt Papier, und schrieb darauf die Worte für

den Geliebten: Leben Sie wohl! Es mußte so seyn! Leben Sie wohl! Henriette.

Der Officier kam zurück. Er gab dem jungen Menschen Henriettens Abschied. Er gab ihm sogar noch Hoffnungen, die aber der edle junge Mann mit einem zärtlichen Blicke auf das Papier verwarf. Sie mußte, sagte er: ich schweige. Und er hielt Wort; er schwieg. Er gieng ruhig zu seiner Bestimmung ab. Er war bei einem Edelmann, der ihn hatte kennen und schätzen lernen, Actuarius geworden. Hier wohnte er, seiner Liebe und seinem Grame getreu. Aber Henriettens und seine Tugend sollte noch schmerzlicher geprüft werden. In der Nähe, wo er wohnte, war ein Dorf mit einem Bade und sehr angenehmen Anlagen. Hieher gieng Hofmann oft. Die Gegend war so romantisch schauerlich. Ein Tannenwald auf der Höhe mit schmalen Gängen, dunklen Ruheplätzen, von dem Geräusch der Badegäste entfernt, hatte ihn angezogen. Hier war er eines Tages. Ein

Trauerspiel wurde gegeben; er gieng hinein. Zwei Reihen Bänke vor ihm wurden den Abend offen gelassen; er wußte nicht warum.

Auf einmal traten die Fürstin, ihre Kinder, von einer Menge Damen und Herren gefolgt, hinein. Hofmann kannte Niemanden davon. Die Augen aller Zuschauer waren auf den Hof gerichtet. Neben Hofmann nannte ein Frauenzimmer aus der Residenz einer Nachbarin die Hereintretenden: Fräulein von Brandes! Sie war es, Henriette war es. Sie setzte sich vor dem Geliebten nieder. Mit den unbändigsten Schlägen seines empörten Herzens sah er das bleiche Gesicht seiner Theuren. Sie versank sogleich in sich, wie sie sich niedergesezt hatte, und eine Bewegung der Fürstin, die den ganzen Hof aufmerksam machte, störte sie allein nicht. Ein Mann nährte sich, (es war Sorben) er fragte sie, auf das kleine Theater und die Zuschauer mit einem spöttischen Blicke zeigend: auch das erheitert Sie nicht, meine Gnädige? Sie sah schnell als erschrekt

auf. Er wiederholte und spottete der Bänke, auf denen sie saßen, der Musik, der Armseligkeit des Ganzen. (Es war ein kleines, neu entstandenes Bad.)

Henriette antwortete, ich liebe das Kleine, das Arme, mehr als Sie glauben. O spotten Sie hier nicht. Sie glauben nicht, wie wohl mir hier ist. Es erinnert mich an meine so glückliche Jugend, au meine eigene ehemalige Armuth. Ich werde nie wiederfinden, was ich verlor. — Schwärmerin! lispelte Sorben.

Das ist des Fräuleins von Brandes Bräutigam, der Kammerherr von Sorben, flüsterte Hofmanns Nachbarin jetzt. Hofmann saß verloren in den zerreissendsten Gefühlen da.

Nach dem ersten Akt erhob sich der Hof. Hofmanu folgte ihm mechanisch nach. Henriette blieb mit einem jungen Mädchen hinten nach. Sie gieng in eine Seiten-Allee, und dann auf die Höhe in die dunkeln Tannen. Da setzten sich

beide Mädchen in ein finsteres Gebüsch. Den Hut tief über die Augen gezogen war Hofmann ihnen gefolgt. Er stand hinter ihnen von einer Cypresse bedeckt. Hofmann hörte von Henrietten nichts als diese Worte: Ich liebe ihn noch unaussprechlich; er wurde ja mit mir erzogen. Nach einem Seufzer setzte sie hinzu: aber es konnte nicht seyn. Ich muß schweigen. Da trat der großmüthige Jüngling, der sich schon hervor, der Geliebten zu Füßen, stürzen wollte, zurück in das Gebüsch, und gieng traurig, aber stolz nach Hause.

Henriette war kaum Frau von Sorben, da ergriff das Unglück ihre Mutter. Der in dem Sturme auf dem Genfer See verlohren geglaubte Sohn ihres Oheims kam auf einmal in der Residenz an. Er hatte einem seiner Freunde in der Schweitz bei einer schnellen und tollen Reise, die er einer Wette halber mit einem jungen Engländer nach Spanien machte, und von der sein Vater nichts wissen sollte, seinen Namen indeß zu

tragen aufgetragen. Er gab ihm dazu Briefe seines Vaters, einen offnen Wechsel, seine Pässe und alles was zu dieser Rolle gehörte, und er selbst reisete unter dem Namen seines Freundes nach Spanien. Dieser, sein Freund, lebt in Genf unter seinem Namen, hat das Unglück zu ertrinken, und Frau von Brandes erbt seine Güter. Der junge Mensch kam jetzt nach einem Jahre zurück. Der Irrthum klärt sich auf, und Frau von Brandes war nun auf einmal wieder so arm als vorher, und jetzt noch ärmer: sie hatte ihre Tochter unglücklich gemacht.

Sorben hatte Henrietten geliebt, wie ein Mann mit einem ausgeleerten Herzen ein solches Geschöpf wie Henrietten lieben kann. Er verlor jetzt die Hoffnung auf Henriettens Reichthum. Dieser Schlag zertrümmerte seine Liebe gegen seine Frau, die ohnehin schon im Sinken war, weil er, was liebenswerth an Henrietten war, nicht schätzen konnte. Sorben behandelte seine Schwiegermutter

mit der Härte eines ohnehin kalten und nun so grausam getäuschten Herzens. Die unglückliche Henriette, und jetzt doppelt unglücklich, durfte ihrer Mutter nicht beistehen, sie durfte sie nicht einmal sehen. Sie konnte ihr nur zuweilen heimlich schreiben und einige Unterstützung senden. Sorben erfuhr das: er machte seiner Frau die allerbittersten Vorwürfe. Henriette war im höchsten Grade unglücklich.

Die Frau von Brandes war edel genug, den Gehorsam ihrer Tochter mit einem Opfer zu belohnen. Sie verließ die Residenz freiwillig, um ihrer Tochter die Vorwürfe ihres Mannes zu ersparen, und das Opfer war groß, das sie brachte. Sie verließ ganz hülflos die Residenz und ihre Tochter. Der kleine Rest ihres Vermögens reichte kaum für die Nothdurft eines Jahres zu. Sie begab sich auf ein Dorf, und hier nahm der Tod ihres Mannes ihr den einzigen Trost, den sie noch gehabt hatte, die Liebe des Einen Herzens, das

ihr noch übrig war, und zugleich einen beträchtlichen Theil ihres Vermögens.

Halb in Verzweiflung saß sie an dem Sarge ihres Mannes, da öffnete sich die Thüre und der junge Hofmann stürzte in das Zimmer. Er warf sich in ihre Arme, und weinte an ihrer Brust die Thränen seines gebrochnen Herzens, und nannte sie die theure Mutter seiner geliebten Henriette. Ach, die Mutter war auf die schwerste Stunde ihres Lebens gekommen. Sie mußte die Hülfe des jungen Menschen annehmen, den sie unglücklich gemacht hatte. Aber das Unglück hatte ihrem Herzen wieder Stärke gegeben: sie verschwieg dem jungen Manne nicht, daß sie die Ursache seiner Trennung von Henrietten war. Sie entdeckte ihm Henriettens Elend. Der Jüngling schlug den Blick an die Decke, aber kein Vorwurf kam aus seinen Lippen.

Dennoch Henriettens Mutter! rief er in einer neuen Umarmung. Sie mußte zu ihm ziehen, und seine Ehrfurcht, seine Liebe gegen sie war die

bitterste Strafe ihrer Thorheit. Er war Justiz-Amtmann geworden. Er lebte nur für andere Menschen. Sein einziger Schmerz war, nicht die Trennung von Henrietten, sondern die Mißhandlungen, die sie von ihrem Manne zu ertragen hatte.

Henriette trug sie mit unbeschreiblicher Geduld. Getrennt von allem, was sie liebte, wurde sie von Tage zu Tage weniger heiter, immer verschlossener. Sie gab sich alle mögliche Mühe, den Wunsch ihres Mannes zu erfüllen, das leichte Wesen, das der Hof fodert, anzunehmen; aber ihr Herz erlag unter dieser zu schweren Last. Sorben fühlte mit immer größrer Kälte, daß er eine Frau hatte, die er nicht zeigen konnte. Seine Kälte wurde Bitterkeit, Haß und endlich Verachtung. Selbst die Geduld, mit der sie alles ertrug, war ihm unangenehm.

Ihre Mutter gab ihr in einem Briefe, den sie ihr zuzuspielen wußte, den Rath, auf die Scheidung zu dringen. Sie war unvorsichtig ge-

nung, in einer Wendung ihrer Tochter das Glück zu zeigen, das sie noch an dem Herzen des Geliebten genießen könnte. Henriette las, bebte, ihr Herz pochte ungestüm; aber sie beschwor ihre Mutter, in der Antwort auf ewig davon zu schweigen. Sie schwieg; allein in Henriettens Seele arbeitete diese Vorstellung fort, und vermehrte ihre Leiden durch die Qual der Selbstvorwürfe. Sie fürchtete ihrem Manne mit diesem Gedanken, der sich ihr so oft aufdrang, Unrecht zu thun. Sie hatte nun den bittern Kelch des Leidens geduldig geleert, da wendete das Geschick endlich lächelnde Blicke auf sie.

Sorben, voll Verachtnng gegen seine Frau, ließ ihr den Vorschlag zur Scheidung thun. Henriette verhielt sich durchaus leidend dabei. Sie verdoppelte die Aufmerksamkeit gegen ihren Mann, ohne ihn zu gewinnen. Sie wurden geschieden, und Henriette war frei, ohne glücklicher zu seyn. Der Ort ihres künftigen Aufenthalts ängstete sie. In

marternden Zweifeln blieb sie noch einige Tage in der Hauptstadt. Sie hatte, vielleicht zu rasch, alle Unterstützung Sorbens ausgeschlagen. Es blieb ihr beinahe nichts übrig, als zu ihrer Mutter zu gehen, und hieß das nicht sich ihrem Geliebten in die Arme werfen? Da kam ihre Mutter selbst, nicht um sie zu holen, sondern um bei ihr zu bleiben. Henriette hatte nicht das Herz, nach dem Geliebten eine Frage zu thun, und die Mutter sagte nichts, einige Anmerkungen über die veränderlichen Herzen der Männer ausgenommen.

Die Mutter hatte geglaubt, Hofmann würde den ersten Augenblick nach der Scheidung in ihrer Tochter Arme fliegen. Nichts von dem geschah. Hofmann blieb traurig. Er fühlte Henriettens schmerzliche Verlegenheiten. Er nahm den Vor schlag der Mutter, Henriettten zu holen, kalt auf; ja, endlich bat er sie zu ihrer Tochter zu ziehen; der alte Officier erbot sich die Kosten ihres Unterhalts zu tragen, (eine kleine Erbschaft, die er ge-

than hatte, erlaubte ihm das) und Hofmann fand diesen Vorschlag sehr gut.

Sie verließ also mit Kälte das Haus Hofmanns. Wie sie dann nach einigen Tagen ihrer Tochter das alles erzählt hatte, so wunderte sie sich aufs neue, daß ihre Erzählung, statt Henrietten zu betrüben, erheiterte; sie erstaunte, da Henriette aufsprang und mit der höchsten Zärtlichkeit rief: o der edle Mann! Diese Zartheit der Empfindung von Seiten Hofmanns knüpfte ein neues Band der Liebe um ihre Herzen, und nach dem Zeitraume eines Jahres, da die Mutter alles verloren glaubte, weil Hoffmann nicht schrieb und nicht kam, erschien der alte Officier und hielt in Hofmanns Namen um Henriettens Hand an. Henriette reichte erröthend dem ehrwürdigen Manne ihre Hand. Darf er kommen? fragte er. Bist du gefaßt genug, liebes Kind? Die Mutter begriff die Umstände nicht, die man machte. Mein Gott,

rief sie: ich liebe ihn zärtlich. — Daran hat niemand gezweifelt, sagte der Alte.

Hofmann kam zitternd, und langsam näherten sie sich einander, noch immer die Brust voll schöner Zweifel über die Rechtmäßigkeit ihres kommenden Glücks. Ohne Worte wollte Hofmann Henriettens Hand fassen. Sie berührten sich, und da sanken sie mit einem lauten Ausruf des Entzückens einander in die Arme. Ihre Herzen sagten jetzt, daß sie des Glücks ihrer Liebe werth waren.

Henriette wurde Hofmanns Frau, und sie fanden täglich, daß der hohe unveränderliche Genuß ihres Glücks, daß die Zartheit ihrer Liebe aus dem Unglücke und aus den Aufopferungen entstanden sey, die sie der Tugend gemacht hatten.

Daß sie glücklich waren, war nicht ihr Glück; daß sie das Glück verdient hatten, das war der hohe Genuß ihres Lebens. Und auch die Mutter sah zu-

letzt, wie viel mehr Tugend werth ist, als Glück der Welt, selbst als das Glück der reinsten Liebe. Sie wurde durch das Glück ihrer Kinder glücklicher, als sie je unter dem Gepränge der großen Welt gewesen war.

Verzeichniß
einiger
Bücher,
in wohlfeilen Preisen
welche in allen Buchhandlungen zu haben sind.

Hufeland, die Kunst das menschliche Leben zu verlängern, 2 Theile. gr. 8. 1 fl. 12 kr.

Kant (J) von der Macht des Gemüths, durch den blossen Vorsatz, seiner krankhaften Gefühle Meister zu seyn. Ein Schreiben an Herrn Hofrath, und Professor Hufeland, über dessen Buch: die Kunst des menschliche Lebens zu verlängern, gr. 8. 12 kr.

— — (J) Streit der Fakultäten. 8. 36 kr.

— — Antropologie in pragmatischer Hinsicht abgefaßt, mit einem nöthigen Register zum bequemen Gebrauch dieses Buchs versehen, gr. 8. 1 fl.

Lafontaine sämmtliche Werke.

Lafontaine. Familiengeschichten 1ter und 2ter Band, oder die Familien von Halden, 1ter u. 2ter Band mit Kupfern, 8. 2 fl. 24 kr.

— — 3ter Band oder Saint Julien mit 1 Kupfer und 1 Vignette, 8. 1 fl. 12 kr.

— — Klara dú Plessis und Klairant, eine Familiengeschichte französischer Emigrirten. 2 Theile mit Kupfern. 8. 1 fl.

— — Rudolph von Werdenberg, eine Rittergeschichte aus den Revolutionszeiten Helvetiens, mit Kupfern. 1 fl.

— — Leben und Thaten des Freyherrn Quintius Heimeran von Flamming. 4 Theile. 8. 4 fl.

— — Sagen aus dem Alterthum, oder Rache und Menschlichkeit, 1r. Theil, mit Kupfern. 45 kr.

— — Stolz und Liebe, eine Erzählung. 8. 24 kr.

— — Liebe und Dankbarkeit, mit 1 Kupfer. 36 kr.

— — Graf von Rollenhagen, oder die Stärke des Vorurtheils. 8. 20 kr.

— — Liebe um Liebe, eine Erzählung, 8. 36 kr.

Lafontaine die Tochter der Natur, eine Familien-
szene in 3 Aufzügen, 8. 24 kr.

Nelkenbrechers Taschenbuch, der Münz- Maaß-
und Gewichtskunde für Kaufleute. Achte
Auflage, um vieles vermehrt und verbessert,
durch Gerhard sen: 8. 1 fl. 30 kr.

Salzmann der Himmel auf Erden, mit 1 Titel-
kupfer. 8. 40 kr.

Schauspiele: die Jesuiten ein Schauspiel in
5 Akten, von Hagemeister, 8. 30 kr.

Verhör (unpartheiisches) der Gräfin Lichte-
nau ehemalige Rietzin, 8. 12 kr.

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lafontaine, August Heinrich Julius,

Neue moralische Erzählungen

Bd.: 2

Berlin 1799

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.149(1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11090179-1
VD18 15448649-001